Angriff der Otaheitier auf Capitain Wallis.

Taschen-Bibliothek
aller Reisen
um die Welt.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 1. Bändchen.

Nürnberg.

Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.

1828.

Der Weltumsegler Joh. Byron während der Jahre 1764, 1765 und 1766. Von Dr. und Prof. Fr. Schneidawind.

(Fortsetzung.)

Byron machte während seines Aufenthaltes eine Veränderung in den Befehlshaberstellen auf seinen Fahrzeugen. Kapitän Mouat nahm er von der Tamar weg, und stellte ihn auf dem Delphin, unter seinem eigenen Oberbefehle an. In Mouats Stelle rückte der Lieutenant Cumming vom Delphin ein; Lieutenant Kendal vom nämlichen Schiffe kam auf die Tamar, der Lieutenant Carteret von der Tamar aber auf den Delphin.

Man verließ nunmehr die Insel am 30. um 7 Uhr Morgens, und fuhr noch einige Zeit fort, gegen Norden zu steuern, bis man den 27. Grad der s. Br.

erreicht hatte; da man die Schiffe wendete, um gegen Westen zu segeln.

Nach einer Fahrt von 36 Tagen gab um 1 Uhr Morgens den 7. Juni die Tamar ein Zeichen, daß sie Land sehe, worauf sogleich die Segel gestrichen wurden, um des Tages Licht zu erwarten. Man befand sich damals unter dem 15. Grade s. Br. Man sehnte sich nach Land, da der Scharbock sehr um sich gegriffen hatte.

Man steuerte an dem Morgen der Insel zu, und nahm bei seiner Annäherung 2 Inseln und ein Land gewahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken setzte. Die Küste bestand aus dem feinsten, weißen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdeckte man, daß die Insel auch bewohnt war. Nämlich verschiedene Eingeborene ließen sich an der Küste des kleinen Eilandes sehen, und zwar mit großen Spießen bewaffnet. Man war bald geschäftig, verschiedene große Feuer zuschüren; und nicht lange, so geschah auf der größern Insel ein Gleiches; ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden seyn mußten, daß man in Fällen solcher Art auf diese Weise einander benachrichtigen wollte.

Byron sendete das Boot; allein dieses fand keinen Ankerplatz; er segelte selbst um die ganze Insel

herum, und fand überall sogar unmöglich, nur mit Booten zu landen. Die Kranken betrachteten dieses kleine Paradies, dessen Eingang die Natur ihnen versperrt hatte, mit den wehmüthigsten Empfindungen: denn namentlich gehört die Milch der Kokusnüsse, die herüber prangten, zu den antiscorbutischen Mitteln.

Wie die Schiffe der Küste gegenüber sich sehen ließen, rannten die wilden Eingeborenen schreiend herbei, tanzten Kriegestanz, schwangen dabei ihre langen Speere, warfen sich alsdann auf den Rücken nieder, und lagen einige Minuten unbeweglich, als seien sie todt. Es schien, als sollte dies eine Drohung seyn, daß sie die Fremden tödten wollten, im Falle sie wagten, an das Land zu treten.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingeborenen 2 Spieße in den Sand gesteckt, und an der Spitze derselben etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich war dieß irgend eine gottesdienstliche Absicht, denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Wilde vor diesen Spießen nieder knieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schutz wider die Fremden anzuflehen.

So oft ein Boot abgeschickt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingeborenen jedes Mal ein so fürchterliches Geheul, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemals, mit ihren Spießen zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu

halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur ersinnliche Zeichen von Freundschaft und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Zwieback und andere Dinge zu, von welchen man glaubte, daß sie ihnen angenehm seyn dürften: sie ließen Alles mit Verachtung liegen, und wadeten vielmehr in das Wasser, um sich, wo möglich, des Bootes zu bemächtigen. In der Begierde, den Wilden zuvor zu kommen, begannen die Britten darin auf sie zu feuern; worin ihnen jedoch ihr Offizier, der von Byron keine Erlaubniß zu Feindseligkeiten hatte, bald Einhalt gebot.

Diese Wilden waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß die Britten nie etwas Aehnliches gesehen zu haben bezeugen.

Da die zum zweiten Mal ausgesandten Boote eben so, wie die ersten, berichteten, daß es an dieser Insel keinen Ankerplatz gebe, so beschloß Byron, an die zweite zu laviren, womit er den ganzen übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht zubrachte. Am frühen Morgen des nächsten Tages (des 8ten) legte Byron an der Westseite derselben, ungefähr drei Viertel-Meilen von der Küste bei, fand aber mit 140 Klafter der Lothleine keinen Grund. Er erblickte verschiedene andere niedere Inseln, oder vielmehr Halbinseln: denn die meisten hingen durch einen ganz schmalen Streif Landes dicht an einander. Dieser

Streif ist so niedrig, daß er kaum über die Oberfläche des Wassers hervor ragt, daher sich sehr hoch über ihn hinüber die See bricht. Kaum hatte man das Boot in Bewegung gesetzt, einen Ankerplatz zu suchen, als man die Eingeborenen in großer Menge, mit Keulen und Speeren bewaffnet, herbei rennen sah, um sich der Landung zu widersetzen. Um sie zurück zu scheuchen, ließ der Kommodore eine Kanonenkugel über ihre Köpfe abschießen und hinsausen; dieß that die erwartete Wirkung; denn die Wilden raunten augenblicklich in den Wald zurück.

Dennoch kehrte das Boot abermals mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß man nirgends einen Ort zum Ankern habe finden können, weil auch hier das Meer bis nahe an die Küste unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der Kranken nach irgend einem erfrischenden Labsale mußte also unbefriediget bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande: die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung. Diese Islands of disappointment gehören zum Archipelagus von Tahiti, und sind ein nahe bei einander liegendes Paar, die Eine unter 14° 10′ s. Br. und 143° 26′ westlicher Länge nach der Pariser Sternwarte und den Vermessungen des Bureau des longitudes.

Schon am folgenden Tage, nämlich am 9. des Sommermonates, hatte gegen Abend die Tamar

das Glück, abermals Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von 6—7 Meilen. Man legte bei, um erst den Anbruch des nächsten Tages abzuwarten. Dennoch war man am folgenden Morgen dem Lande um 4 Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange, niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Aussehen der vorigen, eine weiße Küste, eine herrliche Waldung von Kokus- und andern Bäumen, und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelsen umgürtet, welche eine starke Brandung verursachten.

Man steuerte, sobald man ihr ganz nahe gekommen war, längs der nordöstlichen Seite derselben, und sah auch hier die Eingeborenen, mit langen Spießen bewaffnet, in Menge herbei rennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Spitze der Insel erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landsee, der ungefähr 3 Seemeilen breit zu seyn schien, und durch eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammen hing. Hier hatten die Insulaner im Schatten eines lustigen Kokus-Waldes eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblick dieser Gegend war so einladend, daß man sehnlichst wünschte, hier einen Ankerplatz zu finden. Byron schickte daher augenblicklich die Boote zum Sonden aus; allein sie fanden unglücklicher Weise auch hier die Küste so steil, wie eine Mauer, und das Meer unergründlich

tief. Man fuhr hierauf fort, längs der Küste zu segeln, und sah überall viel Hunderte von Wilden in der Absicht herbei laufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stück Matte an einem Spieße, wie eine Fahne; die Uebrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Gürtel in das Wasser, wobei sie ein unaufhörliches, ganz gräuliches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sah man auch eine Menge großer Kähne den Landsee herab kommen, und sich ihnen beigesellen.

Unterdessen waren die Boote noch immer mit dem Sonden beschäftigt. Die darin befindlichen Leute erschöpften ihre Einbildungskraft, um Zeichen und Geberden zu ersinnen, durch welche sie den Insulanern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen geben könnten. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Booten zu nähern; und dieß ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die Insulaner hatten nämlich keine andere Absicht, als die Boote an das Land zu ziehen, um sich ihrer und der darin befindlichen Leute zu bemächtigen. Verschiedene von denen, welche an der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu seyn, indem sie von den Felsen hinab in das Wasser sprangen, und nach den Booten schwammen. Einer derselben wagte sogar, an das Boot der Tamar zu kommen; aber kaum

war dieses geschehen, als er mit einer Matrosen-Jacke, die er ergriff, wieder in das Wasser sprang, untertauchte, und nicht eher wieder zum Vorschein kam, bis er dicht an der Küste unter seinen Landsleuten war. Ein Anderer wollte einem Unter-Offizier den Hut vom Kopfe reißen, was ihm aber seiner Ungeschicklichkeit wegen nicht gelang. Die Insulaner wurden übermüthiger, weil sie sahen, daß die Matrosen Nachsicht zeigten.

Letztere fuhren unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spitze der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Man entdeckte hier ein anderes Eiland, welches ungefähr 4 Seemeilen entfernt, gegen West lag. Ehe man aber allda Hoffnung hatte, von der Insel, bei welcher man jetzt war, Erfrischungen einnehmen zu können, segelte man noch ein Mal nach der Oeffnung des Ländchens zurück.

Die Boote hatten sich unterdessen etwas weit von den Schiffen entfernt, und man bemerkte 2 doppelte Kähne, mit ungefähr 60 bewaffneten Wilden besetzt, nach der Gegend hinrudernd, wo sie waren. Byron gab hierauf den Booten das Zeichen, daß sie mit den Kähnen sprechen sollten; und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen rudere, als sie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Boote folgten ihnen eben so eilfertig

nach. Jene setzten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand, und zogen ihre Kanots nach sich. Und nun machten sie sich fertig, die ihnen nacheilenden Boote mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Die Bootsleute gaben Feuer; 2 — 3 Indier stürzten. Dem einen derselben hatten 2 Kugeln den Leib durchbohrt; dennoch hob er noch ein Mal einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden, und — verschied. Die andern Gefallenen oder Verwundeten schleppten die fliehenden Kameraden sogleich mit sich fort. Die Boote bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben an das Schiff. Beide Kähne waren merkwürdig gearbeitet, und gaben ein schönes Zeichen, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu schreiten vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden, und Geduld und Emsigkeit nicht zu frühe ermüden!

Nachdem man später über diejenigen Wilden, welche unweit der Einfahrt in die Landsee am Strande zusammen gelaufen waren, eine Kanonenkugel gefeuert, und sie dadurch zurück gescheucht hatte: so landeten die Boote und waren so glücklich, einige Kokusnüsse zu bekommen, die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht hinderte sie, mehr derselben

einzuholen. Man kreuzte oder lavirte daher, bis der Tag wieder anbrach, legte hierauf bei, und Byron ging mit Allen, die nicht am Scharbocke bettlägerig waren, in den Booten an das Land.

Sie sahen viele Wohnungen oder Wigwams der Eingeborenen, die aber ganz verlassen waren. Nur eine große Menge Hunde war in ihnen zurück geblieben, und diese hörten, von der Landung bis zur Rückkehr auf die Schiffe, nicht auf zu heulen. Die Wohnungen waren niedrig, mit Kokuszweigen gedeckt, hatten aber eine höchst reizende Lage in einem anmuthigen Hain von vortrefflichen Bäumen.

Nahe bei den Wohnungen der Eingeborenen sah man unter dicht belaubten Bäumen Gebäude, welche man für Begräbnißorte hielte, deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Daselbst standen Küsten voll Menschen-Gebeine, und an den Aesten der Bäume umher hing in Körben, aus Rohr geflochten, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei getrockneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer seyn, welche man den Todten oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Der Strand war mit Korallen und Schalen von sehr großen Perlaustern bedeckt. Man sah große und kleine Papageien, auch verschiedene unbekannte Vögelarten, und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie nicht nur häufig ganz nahe den Leuten kamen, sondern ihnen sogar in die Hütten

der Indier folgten. Kein einziges giftiges Thier ward auf dieser Insel entdeckt; aber die Moskitos (Fliegen) waren eine unerträgliche Qual. Nicht nur die Britten, die an das Land gegangen waren, sondern auch die Boote, ja die Schiffe selbst waren damit bedeckt.

Von den Eingebornen kam in der Nähe keinen zu Gesicht. Man konnte indessen unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze aus Matten vom Unterleibe bis an die Knie trugen, die Männer hingegen durchgängig nackt gingen.

Dieser Tag war für die ganze Schiffs-Gesellschaft, unter welcher nicht ein Einziger war, der vom Scharbock gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquikkung und des Genesens, weil man Kokusnüsse genug zu essen fand, und verschiedene Boote voll nach den Schiffen schicken konnte. Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft wieder an Bord, und am folgenden Morgen 6 Uhr segelte man weiter, um die andere Insel zu besuchen, welche man von Ferne gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehen der vorigen; in ihrer Mitte war ein großer Salzwasser-See; auch die Bewohner derselben waren völlig von dem nämlichen Schlage, wie die von jener. Sie rannten, sobald die Schiffe der Insel sich näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfalls mit langen Spießen bewaffnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längs der Küste segelten,

in vollem Rennen; weil aber die Hitze hier sehr groß ist; so hatten sie von Zeit zu Zeit eine Abkühlung nöthig. Man sah sie daher bald in das Meer springen, und untertauchen; bald sich an dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu lassen. Dann rannten sie jedes Mal auf das Neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sonden ausgeschickten Boote, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheile, jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingeborenen zu gewinnen, näherten sich so sehr der Küste, als es die Brandung zuließ, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser haben wollten. Die Insulaner begriffen dieses sogleich, und bedeuteten denen in den Booten, daß sie noch eine Strecke weiter hinab rudern sollten. Dieß geschah; und so langte man in einer Gegend an, wo die Insulaner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten. Hier versammelten sich viele. Die Boote näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Hierauf kam ein alter aber starker Mann, mit einem langen, weißen Barte, in Begleitung eines jungen Mannes, an den Strand herab. Der Alte schien die Gewalt eines Anführers, oder gar Königs, zu haben. Auf ein Zeichen, das er gab, zogen sich die übrigen Insulaner eine Strecke zurück, und er

trat sodann bis an den äußersten Rand des Gestades vor. In der einen Hand hielt er einen grünen Zweig, mit der andern aber faßte er seinen Bart und drückte ihn an die Brust. In dieser Stellung hielt er eine lange Rede, oder stimmte vielmehr einen Gesang an; denn Alles trug er nach einem gewissen musikalischen Takt vor, und der Klang war keineswegs unangenehm. Die Britten, die natürlich davon kein Wort verstanden, warfen ihm, um ihm wenigstens ihr Wohlgefallen zu bezeigen, kleine Geschenke hin. Allein weder er selbst rührte dieselben an, noch auch Andern wollte er das Anrühren gestatten, so lange er mit seiner Rede noch nicht fertig war. Dann wadete er eine Strecke in das Meer und warf den Engländern den grünen Zweig zu, worauf er auch die von Letzteren an das Land geworfenen Sachen sämmtlich aufhob.

Die Britten, da jetzt die Aussichten so günstig wurden, gaben den Insulanern durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen möchten; und die meisten von ihnen gehorchten. Dieß machte einen brittischen Unteroffizier so keck, daß er, diesem Freundschaftszeichen trauend, in voller Kleidung aus dem Boot sprang, und durch die Brandung an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich die Indier um ihn her, und betrachteten mit großer Verwunderung seine Kleidungsstücke. Hauptsächlich über seine Weste schienen sie sehr zu erstaunen. Er zog sie daher aus, und machte ihnen ein Geschenk damit.

Allein diese Höflichkeit erregte nur die Begierde auch nach den übrigen Kleidungsstücken bei diesen Insulanern. Mit sehr viel Gewandtheit löste ihm Einer nun gleich das Halstuch auf, riß es ihm vom Halse und eilte schnell damit fort. Der Unteroffizier lief hastig zum Boote zurück, um nicht ganz ausgezogen zu werden. Dieser Vorfall störte übrigens das gegenseitige gute Vernehmen nicht; mehrere Insulaner schwammen zu den Engländern hinüber, und brachten bald eine Kokosnuß, bald etwas frisches Wasser in einer Schale dieser Frucht.

Ein Hauptbestreben der Engländer war, Perlen von den Insulanern einzuhandeln, da man Perlenschalen in so großer Menge auf dem Strand liegen sah, und bei der seltsamen Vorliebe aller Insulaner jener Regionen für Knöpfe und alle perlenartige Körper sich einbildete, sie würden wohl auch längstens die Entdeckung der in jenen Muscheln enthaltenen schönen Knöpfe gemacht haben. Sie hielten ihnen eine Menge jener Schalen vor, und suchten ihnen begreiflich zu machen, was das Schätzbare darin für sie sey. Allein alle Bemühungen für sie waren vergeblich, die Insulaner begriffen davon nichts.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplatz zu finden, schlug leider abermals fehl. Byron hielt es daher nicht für rathsam, länger hier zu verweilen, und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Er gab diesen beiden Inseln den Namen König-Georgs-Inseln.

Die zuletzt besuchte lag nach seiner Bestimmung unter 14° 41′ südl. Br. und 149° 15′ westl. Länge.

Indem man fortfuhr, gegen Westen zu steuern, hatte man das Vergnügen, mehrere dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte. So sah man unter andern die Prinz-Wales-Insel unter 15° südl. Br., die Inseln der Gefahr, etwa unter dem 10° 15′ südl. Br., die Herzog Yorks-Insel, die wahrscheinlich Byron zuerst unter allen Seefahrern gesehen hat.

Als man sich am 3. Julius wieder einem Eilande näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingeborene am Strand; und man sah bald darauf gegen 60 Kanots abstoßen und gegen die Schiffe rudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jetzt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe, und staunten dieselben lange an. Endlich sprang ein Insulaner aus seinem Kahn, schwamm herbei, kletterte, gleich einer Katze, an der Seite eines Schiffes hinauf, und setzte sich oben auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke herum, und wollte alles, was er ergreifen konnte, wegnehmen; allein weil er nackt war, so konnte er nichts verbergen, und sein Anschlag gelang also nicht.

Die Matrosen zogen ihm ein Wamms und ein Paar Beinkleider an, wo er sich gerade wie ein Affe

geberdete; welches ihnen Stoff zum Lachen verschaffte. Man gab ihm auch Zwieback, welchen er begierig hinab schluckte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht, sprang er endlich mit seinem neuen Anzug über Bord, und schwamm nach seinem Kahn zurück.

Sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung. Mehrere kamen nach und nach an Bord, und alle hatten die Absicht, etwas zu nehmen. Einigen glückte es auch, indem sie schnell wie der Blitz über Bord sprangen, und sich nach ihren Kähnen flüchteten. Man sah bei dieser Gelegenheit Einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Hände voll hatten, und um das Naßwerden der gestohlenen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser empor hielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens mit den Füßen.

Diese Wilden fand man von ansehnlicher Körpergröße, schönem Glieder Ebenmaß, kupferfarbiger Haut, und besonders schönen Gesichts-Zügen. In ihren Mienen bemerkte man gleich beim ersten Anblick eine Mischung von Unerschrockenheit und einer ungemein sprechenden, natürlichen Heiterkeit. Sie hatten langes, schwarzes Haar; dieß trugen Einige in einem großen Busche hinten zusammen gebunden, Andere in drei am Hintertheile des Kopfes geschürzten Knoten. Einige hatten lange Bärte, Andere nur Schnurr Bärte, noch Andere nur ein kleines Schöpfchen an der Spitze des Kinns. Alle gingen ganz nackt, nur daß sie sich

mit mancherlei Muscheln geschmückt hatten, die sehr artig angebracht und an einander gereihet waren. Diese trugen sie um den Hals, um die Handgelenke und um die Mitte des Leibes. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehänge mußten sie zu Hause gelassen haben. Diese müssen von ansehnlichem Gewichte seyn, weil ihnen die Ohrläppchen bis auf die Achsel herab hingen und zum Theil zerrissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehen unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um dem mittlern Leib; aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewaffnet waren, trugen einen Spieß, welcher am Ende breit und ungefähr 3 Fuß in der Länge mit Hayenzähnen besetzt war, die so scharf wie Lanzetten sind.

Das Eiland war reizend aussehend, zwar niedrig und flach, aber schön bewaldet und vorzüglich mit Kokospalmen prangend. Man zeigte den Wilden einige noch vorräthige Kokosnüsse, und machte ihnen begreiflich, daß man mehr davon haben wollte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Man fand keinen Ankerplatz, und mit Schmerzen sah man sich genöthiget, die Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur ei-

nige erhalten zu haben; wodurch der Skorbut furchtbar stieg. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Scharbock-Kranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermochten, und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichteten, ja die Masten sogar wieder erklettern konnten.

Dem Kommodore zu Ehren nannten die Offiziere dieses Eiland Byrons-Insel. Sie liegt unter 10° 18′ s. Br., und 175° 46′ östlicher Länge.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger unausstehlicher Hitze, den sogenannten Diebes-Inseln, deren drei, Saypan, Tinian und Aguipan heißen. Auf diese richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben am 30. Julius. Die genannten drei Inseln liegen nur 2—3 Seemeilen von einander. Man segelte zwischen dieselben, und legte sich bei dem bekannten Eilande Tinian vor Anker.

Sobald die Schiffe gesichert waren, ging Byron selbst an das Land, um einen Platz aufzusuchen, wo man die Gezelte aufschlagen könnte, deren es jetzt auf beiden Schiffen sehr viele gab. Die Sonne stand jetzt beinahe senkrecht über dieser Gegend; und da die gewöhnliche Regenzeit eingefallen war, so fand man die

Hitze, der drückenden Dünste wegen, um desto unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Platz für die Zelte gefunden hatte, erinnerte sich Byron aus der Reise Ansons einer höchst anmuthigen Gegend dieser Insel, die jenseits der Gebüsche liegen sollte. Der Kommodore entschloß sich, diese Gegend zu suchen, und machte sich daher mit 6—7 Gefährten auf den Weg, um durch das Dickicht sich durch zu arbeiten. Die Bäume standen so dicht an einander, und der Weg dahin war so mit Gebüsch bewachsen, daß sie nicht 9 Fuß breit vor sich hin sehen konnten, und daher einander unaufhörlich zurufen mußten, damit sie sich nicht verirrten. Wegen der übermäßigen Hitze hatten sie bloß Schuhe, Hemden und Schifferhosen an; alles dieß ward in sehr kurzer Zeit durch das Gebüsch und die Stauden ganz in Stücken zerrissen. Mit unsäglicher Schwierigkeit drangen sie endlich doch durch, fanden aber, (denn sie waren leider gerade auf der schlechteren Seite der Insel gelandet), zu ihrem Erstaunen, das Land von der Beschreibung, welche sie davon gelesen hatten, sehr verschieden. Die Auen waren von einer Art Rohr oder Schilf, welches an vielen Stellen über ihre Köpfe hinaus ragte, und selbst wo es am niedrigsten stand, doch wenigstens bis an den halben Leib reichte, ganz überwachsen; sie verwickelten sich bei jedem Schritte mit den Füßen in dieses Rohr, und diese wurden davon wie von Peitschen-Schnüren verwundet.

Auf diesem beschwerlichen Gange waren sie noch überdieß vom Kopfe bis zum Fuße mit Fliegen bedeckt, und so oft sie reden wollten, erfüllte ihre Menge den Mund so schnell, daß sie immer eine Menge derselben hinab schlucken mußten. Als sie ungefähr 3—4 Meilen gegangen waren, sahen sie einen Ochsen, und erlegten ihn glücklich. Kurz vor dem Untergange der Sonne erreichten sie wieder den Strand, aber vom Schweiß so naß, als ob sie eben aus dem Wasser kämen, und so abgemattet, daß sie kaum auf den Beinen stehen konnten.

Am folgenden Tage schlugen unsere Seefahrer noch mehr Zelte auf, schafften die Wasserfässer an das Land, und reinigten den Brunnen, fanden aber das Wasser salzig, und sogar voll Würmer. Der Ankerplatz taugte auch nichts, da der Grund dort aus festem Sand und großen Korallen-Klippen besteht. Der Anker lag im Sande nicht fest, und das Kabeltau lief daher beständig Gefahr, von den Korallen-Klippen zerrieben zu werden. Um dem Umglücke so viel als möglich vorzubeugen, ließ Byron die Kabeltaue auswinden, und sie mittels leerer Weinfässer flott erhalten.

Der Genuß der Landluft und der Kokosnüsse, welche diese Insel gleichfalls hervor bringt, stellten die Scharbock-Kranken in kurzer Zeit wieder her. Aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß Viele mit gefährlichen Fiebern befallen wurden, an welchen auch Einige starben, statt daß man

bisher keinen einzigen Mann auf beiden Schiffen verloren hatte.

Wie also dieses Land, nach der Beschreibung Byrons, ein äußerst ungesundes ist: so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und Ungemach Alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war größer, als man sie irgendwo gefühlt hatte; scharfstechende Moskito's ließen ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht; und zur Vergrößerung ihrer Qual gab es außerdem überall noch eine Menge anderer, höchst beschwerlicher und giftiger Geziefer, besonders einer Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig als die der Skorpionen waren, deren es gleichfalls hier eine Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweinen, und mancherlei Gefieder dar; aber die entsetzliche Hitze, verbunden mit unzähligem Ungeziefer, welches jedes erlegte Wild sogleich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste noch ehe sie es genießen konnten. Oft fand man das Fleisch eines eben erlegten Thieres eine Stunde später schon grün von Fäulniß und lebendigen Maden. Ein zur Tamar gehöriger Neger erfand endlich ein Mittel, die Schweine gar lebendig zu fangen. Dieß ging vortrefflich von Statten, und dadurch erhielt man den doppelten Vortheil, sowohl ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen,

als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Gegen eine Art von Fischen, hübschen Ansehens, welche es an der Küste dieser Insel gibt, haben Reisende Ursache, sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß Alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank wurden. Lord Anson hatte schon vor dem Genuß dieser Fische gewarnt.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schickte Byron die Tamar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist größer als Tinian, hat auch höhere Berge, und wurde überhaupt viel anmuthiger gefunden, als jene. Man fand Schweine und Guanacoes oder Lamas darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Auster-Schalen und andere Merkmale mehr, nach denen es schien, daß erst vor Kurzem Reisende dort gewesen, wahrscheinlich Spanier, um Perlen zu fischen.

Nachdem man neun Monate auf Tinian verweilt hatte, und die meisten Kranken ziemlich wieder hergestellt waren, schiffte man sich von Neuem ein, und ging wieder unter Segel.

Es war der erste des Weinmonates, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3. des Reifmonates, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblickte, fiel nichts Merkwürdiges vor. Man sah dabei am 3. Oktober Ana-

taken, eine sehr hohe Insel, und am 22. die Graftons-Insel.

Bei der Insel Pulo Timoan beschloß man abermals anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehen, weil man seit vier Wochen fast nichts als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest auch nun verdorben war.

Byron ging an das Land, und fand in den Bewohnern desselben Malajen, d. h. Leute jener ausgedehnten indischen Völkerschaft, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten ostindischen Halbinsel, welcher Malakka genannt wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südlichen Inseln Asiens, und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk stehet bei denen, welche Verkehr mit ihm haben, in keinem guten Rufe; indem man es der Treulosigkeit und Grausamkeit beschuldiget.

Sobald diese Malajen sahen, daß Byron sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern Hand einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Kriß oder Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht, sondern ging dennoch an das Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bringen. Aber Alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa 12 Stücke Geflügel, und auf

eine alte und junge Ziege, ein. Man bot ihnen Messer, Beile und andere dergleichen Werkzeuge; aber die trotzigen Malajen verwarfen das alles mit Verachtung, und forderten Rupien (Gold- und Silber-Münze). Da man dergleichen Münzen nicht hatte, so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen sollte, bis sie sich endlich bewegen ließen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Die Insulaner waren von kleiner Statur, aber gut gewachsen und physiognomirt, und von dunkler Kupferfarbe. Man bemerkte einen Greis unter ihnen, der etwas nach persischer Art gekleidet war. Die Uebrigen waren sämmtlich nackt; nur daß sie ein Tuch in Form eines Turbans um den Kopf gewickelt hatten, und einige Stücke Tuch um den Leib trugen, welche mittels eines silbernen Bleches, in Form einer Schnalle oder einer Art von Sperre, um den mittlern Leib befestiget waren. Von ihren Weibern bekam man keines zu sehen, und wohl wurden sie mit Fleiß verborgen gehalten. Ihre Wohnungen sowohl, als ihre Fahrzeuge, waren sehr geschickt und gut gebaut.

Man fand Pulo Timoan, seiner Berge und Waldungen wegen, ungemein anmuthig. Die letzteren bestunden zum Theile aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen, von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hier und da sah man auch schon Reisfelder auf diesem Eilande. Fische fingen die Britten, und nahmen auch gutes Trink-

wasser ein. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag und zwei Nächte auf, während man unaufhörlich so heftigen Donner, Blitz und Regen hatte, als man je erlebt, und segelte alsdann weiter, da von den Malajen andere Vorräthe auch nicht zu erhalten waren.

Die Fahrt von hier nach Batavia, der holländischen Hauptstadt in Ostindien, auf Java, mußte bei sehr ungünstiger Witterung unternommen werden. Am 10. sah man die Insel Lingen, am 13. die kleinen Inseln Pulo Tote, und Pulo Toupoa, am 14. Pulo Taya; wich später glücklich der Untiefe, Fredrik Hendrik genannt, aus, und entging den Sandbänken unweit des Stromes Palambamg, wie denen, welche auf der Höhe der westlichen Landspitze von Banca liegen. Windstille, Windstöße, Regen, Donner und Blitz wechselten beständig.

Am 19. begegnete Byron einem kleinen englischen Fahrzeug von Bencoolen, nach Malakka und Bengalen bestimmt. Um diese Zeit war der Mund-Vorrath auf beiden Schiffen kläglich; denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brod war voll Schimmel und Würmer. Kaum war der Kapitän des kleinen englischen Schiffes davon benachrichtiget, so theilte er großmüthig sogleich die Hälfte seines Vorrathes mit ihnen, indem er ihnen ein Schaf, 12 Stück Geflügel, eine Schildkröte und 4 Maaß Arak schickte. Und für das alles wollte der

edel denkende Mann schlechterdings nichts, als den Dank derer annehmen, die er dadurch erquickte.

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte am 27. und 28. das Glück, bei der Insel Java, und zwar auf der Rhede, dann ganz nahe an Batavia, wohlbehalten vor Anker zu kommen. Byron begrüßte das Fort mit 11 Kanonen-Schüssen, die erwiedert wurden. Ein englisches Schiff, das von Stombay kommend, mit mehr als hundert andern Segeln hier vor Anker lag, begrüßte den Delphin und die Tamar mit 13 Schüssen.

Da der Befehlshaber Byron wußte, daß Batavia einer der ungesundesten Orte der Welt ist, so beschloß er, seinen Aufenthalt hier so kurz als möglich zu machen. Der Ober-Bootsmann des holländischen Kommandanten im Dienste der ostindischen Kompagnie, ein lumpiger Kerl, kam an Bord, der mit großer Dreistigkeit eine Menge Fragen vorlegte, worauf aber Byron sogleich antwortete, er möge mit seinem Boote schleunigst zur Küste zurück eilen, welches er auch unverzüglich befolgte. Byron fuhr nun selbst in die Stadt, um dem holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Da derselbe auf seinem Landgute war, so wurde er von einem Beamten in einem Staatswagen dahin geführt und auf das höflichste empfangen.

In ganz Batavia war nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremden abtreten mußten, weil den

Bürgern der Stadt bei 500 Thaler Strafe verboten war, Jemanden auch nur eine einzige Nacht zu beherbergen. Dieses Haus ist daher sehr groß, und gleicht einem prächtigen Palast. Byron hatte indessen von dem Statthalter die Freiheit erhalten, sich einzumiethen, wo er Lust hätte.

Alle Häuser in Batavia haben von Außen ein eben so prächtiges Aussehen, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausgeschmückt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen. Der Ort ist groß und hat ganz das Ansehen einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Wassergraben.

Die Volksmenge dieser Stadt ist groß. Man sieht hier Leute aus allen Völkerschaften der Welt: Holländer, Malajen, Chinesen, Japaner, Afrikaner und dergleichen. Die Chinesen, die zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die außerhalb der Wälle von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige holländische Niederlassung einen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh gibt es hier eine solche Menge und Mannichfaltigkeit, daß man sie

nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dagegen wimmelt es auch hier von Muskito's und anderem dergleichen schädlichen Ungeziefer, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und Niemand Ruhe lassen, weder bei Tag noch bei Nacht.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren, eilte der Befehlshaber wieder, in die See zu gehen, weil die Wirkungen des ungesunden Himmelsstriches schon anfingen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äußern. Drei Schiffsleute wurden auch später hingerafft, und viele lagen eine Weile gefährlich krank. Als Byron am 10. Dezember abfuhr, wurde er von dem Fort und oben erwähnten brittischen Schiffe begrüßt.

Auf der Reise von Batavia bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fiel nichts Erhebliches vor. Man segelte durch die Sunda-Straße, und sah die Prinzen-Insel, am 10. die Küste von Afrika, am 12. das Vorgebirge Lagullas und am 13. die Pinguin-Insel und die grüne Landspitze. Man fuhr durch beide letztere, erreichte an demselben Tage das Vorgebirge der guten Hoffnung, und fuhr während eines harten Sturmes in die sogenannte Tafel-Bai, wo sich die Schiffe vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging Byron an das Land, um dem holländischen Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter, ungemein beliebter

Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor, und schickte einen sechsspännigen Wagen an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwürdige Greis auch nachher gegen ihn: denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bliebe, des Hauses der ostindischen Kompagnie zur Wohnung und seines Wagens zum täglichen Gebrauch bedienen sollte.

Dieses Vorgebirge ist unstreitig ein herrlicher Erquickungsort für diejenigen, welche nach Ostindien segeln, oder von daher zurück kommen. Er gewährte auch unsern Britten einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der holländisch-ostindischen Gesellschaft war ein sehr reitzender Lustort. Am Ende desselben hatte der Gouverneur ein Thiergehege, unter welchen 3 schöne Strauße und 4 sehr große Zebra oder afrikanische Waldesel, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist, waren.

Die ganze Schiffs-Gesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drangsale der zurück gelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaße gütlich. Denn da sie wechselsweise an das Land gehen durften, so kehrte selten eine Partei zurück, ohne sich erst mit Capwein berauscht zu haben.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte am Cap, welcher durch die zahlreichen Erquickungen, die es für die Kranken hier gab, die Gesundheit der Mannschaft fast ganz wieder herstellte, ging man am 7.

März, mit einem günstigen Südost-Winde wieder unter Segel, um die letzte Fahrt, nach Großbritannien, zu vollenden.

Den 16. März sah man die Insel Sankt Helena in einer Entfernung von 16 See-Meilen liegen. Einige Tage darauf erhielt plötzlich das Schiff Delphin einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank oder auf einen Felsen gelaufen wäre. Alle geriethen darüber in Bestürzung und rannten eiligst auf das Verdeck. Hier sahen sie die See rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff auf einen Wallfisch oder Grampus, (Sturmfisch, Blaser, Nordkaper auch genannt), gerannt seyn müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden bekommen konnte; welches sich auch denn wirklich so befand.

Nachdem man am 25. den Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuerruder, dessen Unbrauchbarkeit der Kapitän Cumming anzeigte. Man fertigte, so gut als auf dem Meere möglich, eine Maschine die das Steuer ersetzen sollte; allein da es dessen ungeachtet bedenklich schien, mit diesem Ruder, gar wenn ein Sturm sich erhöbe, den Ueberrest der Reise zu vollenden, so wurde Kapitän Cumming beordert, sich vom Delphin zu trennen, und nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst die Tamar erst wieder in gehörigen Stand setzen zu lassen. Dieß geschah am 1. April,

und der Delphin vollendete nunmehr seine Reise allein.

Wegen ungünstiger Witterung erreichte Byron erst am 7. Mai die Inseln Scilly, welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen, und den 9. Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nämlich bei den Dünnen, glücklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis hier gerade zwei Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als Ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete Kommodore Byron zu Deal, und reisete nach London ab.

Samuel Wallis Reise um die Welt 1766—68. Von Dr. und Prof. Franz Joseph Adolph Schneidawind.

Als Byron von seiner Entdeckungsreise glücklich zurück gekommen war, beschloß man, das nämliche Schiff, auf welchem er diese Reise gemacht hatte, auszurüsten, und in gleicher Absicht unverzüglich noch ein Mal auszusenden. Den Befehl über den Delphin erhielt der Kapitän Samuel Wallis; ihm wurden noch 2 andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten: nämlich die Schaluppe Swallow (Schwalbe) von 14 Kanonen, unter Kapitän Ph. Carteret, und ein Proviantschiff, der Prinz Friedrich genannt. Diese Schiffe versammelten sich in dem, in dem brittischen Kanale gelegenen Hafen Plymouth, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht dabei war, abermals in unbekannte Weltgegenden zu segeln und neue Entdeckungen zu machen, so füllte man, um sie gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten. Der Delphin nahm unter andern 3000 Pfund Suppe (Soupe de poche) an Bord.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; schon am 22. August 1766, also nur 3 Monate nach Byrons Zurückkunft, sah man sich in segelfertigem Zustande, und lichtete auch am nämlichen Tage die Anker.

Am 7. September befanden sich die brittischen Schiffe schon auf der Rehde von Madera, ankerten, nahmen Proviant ein, und segelten am 12. weiter. Am 12. November waren sie unter 30° südl. Br., bekamen hier aber so kalte Witterung, daß die Schanzkleider, d. h. lange Stücke von Cannevas, welche bei kalter Witterung über die Schanze oder das Hinterkastel des Schiffes ausgespannt werden, um die Mannschaft zu schützen, aufgezogen werden mußten. Auch zogen die Matrosen ihre dicken Jacken an. Vorher hatte das Proviantschiff einen Lek erhalten, und die Schaluppe war einige Tage wegen schlechten Segelns abgekommen.

Es war der 16. Dezember, an welchem er sich dem an der patagonischen Küste liegenden Vorgebirge der Jungfrau Maria (Cap Virgin

Mary) näherte. Man ankerte daselbst, und sah auf dem Gipfel des Vorgebirges eine Menge Leute hin und her reiten, und durch Winke zu verstehen geben, daß man zu ihnen an das Land kommen möchte. Allein da die Sorge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorging, so konnte man dieser Einladung nicht eher, als am folgenden Tage, willfahren. Jene blieben indessen die ganze Nacht hindurch den Schiffen gegenüber am Strande, zündeten Feuer an, jauchzten laut und riefen unaufhörlich.

Sobald nun der Tag wieder angebrochen war, ließ Wallis die Boote ausrüsten, und segelte wohlbewaffnet zur Küste. Aus Vorsicht hatte er vorher die lange Seite des Schiffes nach dem Orte seiner Landung richten, und die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfalle gedeckt zu seyn.

Um 6 Uhr erreichte er den Strand, und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Patagonen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurück ziehen sollten. Dieß thaten sie. Die Seesoldaten wurden nun in Ordnung gestellt, und die Boote vor kleine Anker fest gelegt. Man winkte den Eingeborenen, daß sie näher kommen sollten, und sie in einen Halbkreis sich setzen hieß, welches sie in großer Ordnung, und wie es verlangt war, gethan haben.

Nun vertheilte Wallis unter sie Scheeren, Messer, Glaskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten viele Freude

machten. Die patagonischen Damen machte er sich besonders durch das Vertheilen von Bändern verbindlich.

Aber man hätte auch gern ein Gegenschenk von den Patagonen gehabt, und gab ihnen zu verstehen, daß man noch viel größere Kostbarkeiten, als Beile, Hacken u. dgl. (die man ihnen vorzeigte), auszutheilen hätte, wenn sie dagegen Lebensmittel hergeben wollten. Wallis wies hierbei auf Lamas oder Guanakoe's, welche sich eben in der Ferne zufällig sehen ließen, und auf einige getödtete Strauße, die man neben einem der Patagonen liegen sah. Allein diese konnten oder wollten die Andeutungen nicht verstehen, und so kam, obgleich die Aexte und Hacken viel Anziehendes haben mochten, kein Handel zu Stande.

Man verweilte ungefähr 4 Stunden bei ihnen. Dann gab ihnen Wallis durch Zeichen zu verstehen, daß er nach den Schiffen zurück kehren, und, wenn sie Lust trügen, Einige von ihnen dahin mitnehmen wollte. Sogleich drängten sich wohl hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein man wählte nur acht von ihnen, und wies die Uebrigen zurück. Die Erwählten jubelten darüber gleich Kindern, die vor Freude außer sich sind, sprangen in die Boote, und weil sie sich selbst keiner feindlichen Absichten gegen ihre Führer bewußt waren, so besorgten sie auch für sich nichts Arges von diesen.

Mißtrauen ist nicht selten die Frucht von dem Bewußtseyn eigener Verschuldung.

Während die Boote fortruderten, drückten sie ihre Freude durch lautes Singen aus, bis man an Bord des Schiffes kam. Hier aber äußerten sie keinesweges die Neugier oder Verwunderung, welche aller Erwartung nach die Menge der ganz neuen Gegenstände, welche sie hier sahen, bei ihnen hätte erregen sollen. Wallis nahm sie in die Kajüte hinab; aber auch hier sahen sie Alles mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit an, bis endlich die Blicke Eines von ihnen zufällig in einen Spiegel fielen. Das veränderte den Auftritt plötzlich; denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurück, machten Männchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nämliche Beobachtung, sagt Campe, hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu seyn, daß unsere erkünstelten Getränke der unverdorbenen menschlichen Natur zuwider sind.

Man führte sie auf dem ganzen Schiffe herum, aber bloß die Thiere, welche als Vorrath lebendig an Bord waren, als Schweine, Schafe, welsche Hühner und Hähne, ergötzten sie außerordentlich. Ein Ver-

langen, es geschenkt zu erhalten, bezeigten sie nach Nichts; nur ein einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von den europäischen Kleidungsstücken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe mit Schnallen. Außerdem verehrte man ihm einen Beutel von Cannevas, worin man ein Messer, eine Scheere, einige eingefädelte Nadeln, ein paar kleine Streifen Tuch, Zwirn, Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen englischen Münzsorten gesteckt hatte. Durch diese letzteren hatte man vorher ein Loch geschlagen, und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden könnten. Rauchtoback sagte dem Geschmacke der Patagonen nicht zu.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Wallis ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten, und einige Kriegsübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, ging Alles gut; aber bei der ersten Salve geriethen Alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich auf das Verdeck, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen, und blieb einige Zeit ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt wäre. Die andern Patagonen hingegen, da sie sich unbeschädigt fanden und das Schiffsvolk sehr lu-

stig sahen, bekamen ihre fröhliche Laune gar bald wieder, und hörten die zweite und dritte Salve ohne große Bestürzung abfeuern. Der Alte erholte sich nicht eher wieder, bis das Feuern ganz vorüber war.

Hierauf schaffte man sie sämmtlich wieder im Boote an das Land; wobei man aber mit dem Alten und noch Einem, große Schwierigkeiten zu besiegen hatte, welche durchaus nicht fortgehen wollten, sondern durch Pantomimen und gleichsam eine Art von Gebet, welches der Alte fast singend hersagte und wobei er immer auf die Sonne deutete, darum zu bitten schienen, daß man sie bis zum Untergange der Sonne an Bord behalte. Im Wegrudern fingen alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Mit dem brittischen Boote wollten nun andere Pantagonen zu den Schiffen zurück; was man aber nicht gestattete, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

Am 17. Dez. befahl Wallis der Swallow voraus, und dem Proviantschiffe nachzusegeln, um die Fahrt durch die magellanische Meerenge zu machen. Der stark blasende Wind war ihnen gerade entgegen, und nöthigte die Schiffe, mit der Fluth zwischen dem Jungfrau-Cap und der ihm gegenüber liegenden sandigen Landspitze Dungeneß einzufahren. Dieser Landspitze gegenüber angekommen, steuerten sie hart an die Küste, an welcher sie jetzt eben 2 Guanakoe's, von vielen Eingeborenen gejagt, er-

blickten. Von den Jägern erreicht, liefen diese Thiere schnell in das Land hinauf, und Jene verfolgten sie mit ihren Schleudern.

Da man am folgenden Tage eine große Menge Eingeborener dem Schiffe gegenüber zu Pferde sah, und der Kapitän Karteret von der Swallow meldete, daß dieß der Ort sey, wo Kommodore Byron die Zusammenkunft mit den Menschen von riesenmäßiger Größe gehabt habe, so schickte Wallis die Lieutenants von der Swallow und dem Proviantschiffe an die Küste; jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht zu landen, weil die Schiffe weit entfernt halten mußten, und sie nicht unterstützen konnten.

Die Offiziere kamen mit der Nachricht zurück, es seien dieselben Leute, die man gestern gesehen habe, aber verstärkt durch eine bedeutende Anzahl neuer Ankömmlinge, Männer, Weiber und Kinder. Durch Geberden habe dieser Haufe den lebhaftesten Wunsch ausgedruckt, daß man landen möchte; zugleich seien die, welche gestern an Bord gewesen, in die Nähe des Bootes gewadet, und hätten es besteigen wollen, so daß man ihrer nur mit vieler Mühe sich hätte erwehren können.

Kapitän Wallis und seinen Offizieren haben wir zu verdanken, daß die Patagonen nun nicht mehr für Riesen- und Menschenkolosse gehalten wurden. Wie etwa die sogenannten Potsdamer Riesen, (Leibwache der

ersten Könige von Preußen), über die gemeine menschliche Höhe sich um einen halben, vielleicht ganzen Kopf erhoben, eben so fand man die Patagonen.

Am Mittage des folgenden Tages ankerte man in der Possessions-Bai, 3 Seemeilen vom Possessions-Kap entfernt. An diesem Kap sah man viele Eingeborene versammelt, und Nachts große Feuer auf der Küste von Feuerland. Am 23. war Ebbe und Fluth so stark, daß jedes der 3 Schiffe in einer andern Richtung fort getrieben ward. Keines derselben, obgleich frischer Wind war, wollte der Wendung des Steuerruders gehorchen. Als Abends die Fluth vorüber war, ankerte Wallis an der südlichen Küste, die Swallow aber an der nördlichen, und Prinz Friedrich ganz nahe an einer Sandbank, etwa 2 Seemeilen ostwärts vom Delphin.

Wallis fand die Strasse nur 3 Meilen breit, ließ um Mitternacht die Anker lichten, und das Schiff vollends durchbugsiren. Am 24. ankerte er 2 Meilen von der Küste, Angesichts des Kap Gregori und des Sweep stakes foreland; am 25., als dem ersten Weihnachtstag, an der Elisabethen-Insel, wo man keine Einwohner antraf, und am 26. ankerte man um 4 Uhr n. M. im Hungerhafen (Port-Famine), als einem guten Erfrischungsort.

Nun schickte Wallis, da eben sehr schwacher Wind war, alle Boote aus, und ließ die beiden andern Schiffe in die Bai bugsiren. Die ganze

Schiffs-Mannschaft sah um diese Zeit blaß und mager aus, weil viele bereits vom Scharbock ergriffen waren, Andere aber auf eben dem Punkte standen, davon befallen zu werden. Durch einen 14tägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden Alle wieder hergestellt; welches man theils dem wilden Selleri, der im Ueberflusse hier wächst, theils dem Befehle verdankte, daß Jeder seine Kleider waschen und sich täglich baden mußte. Auch der Genuß der frischen Landluft mochte viel dazu beigetragen haben. Denn man hatte 2 große Gezelte aufschlagen lassen, und nicht bloß die Kranken, sondern auch die Schmiede, Zimmerleute, Segelmacher, überhaupt Alle, welche zur Ausbesserung der Fahrzeuge, oder zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich seyn konnten, an das Land geschickt.

Das Proviantschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen, und nach den Falklands-Inseln zu segeln.

Seit Byron diese Inseln besucht, hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf denselben eine Kolonie anzulegen; und man hatte dem zu Folge den Kapitän Macbride mit hinreichender Mannschaft und mit Allem, was zu einer Niederlassung erfordert wird, dahin gesandt. Dieser legte den neuen Pflanzort bei einem westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port-Egmont.

Allein zu eben der Zeit, wo Byron von diesen Inseln Besitz nahm, that der französische Seefahrer Bougainville auf einer Insel ein Gleiches, und ließ zugleich eine Gesellschaft von Anbauern darauf zurück.

Macbride, der einst die sämmtlichen Inseln umsegelte, fand diese französische Niederlassung zu seinem großen Erstaunen, und verlangte, daß sie sich entfernen sollte. Allein die Franzosen, welche größeres Recht zu haben glaubten, als er, verlangten ein Gleiches von ihm. Es wurde von beiden Seiten viel darüber gestritten, ohne daß eine Niederlassung die andere dadurch verdrängen konnte.

Unterdessen hatte man in Paris für gut gefunden, diese neue Besitzung an die Spanier zu verkaufen; und nun wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den Engländern fortgesetzt. Es fehlte nicht viel, so wären beide Völker darüber in einen Krieg verwickelt werden. Indessen legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß man sich in die beiden größern Inseln theilte, so daß England die östliche, Spanien die westliche behielt. Die Engländer verließen in der Folge diese Besitzung freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, indem das Land größtentheils aus unfruchtbarem Torfgrunde und Felsen besteht.

Das Proviantschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damals noch ihre neue

Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an welchen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiemit und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub und in Erde einpackte, hinlänglich befrachtet hatte, wurde es entlassen, und ging nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Am 18. Januar gingen der Delphin und der Swallow unter Segel. Am 23. ankerten sie am Vorgebirge Gallant, und untersuchten am 24. die Nordes-Bai. Das Land auf beiden Seiten der magellanischen Strasse, mit rauhen Bergen und Schnee bedeckt, gewährte das fürchterlichste und ödeste Aussehen. Hierauf untersuchte man die Royal Islands (königlichen Inseln). Unsicherer Meeresgrund und widrige Winde nöthigten die Schiffe von Zeit zu Zeit still zu liegen, so daß sie nur in der Strasse langsam vorrückten.

Am 28., bald nach dem Untergange der Sonne, erblickten sie einen großen Rauch auf der südlichen Küste, und einen zweiten auf der Prinz-Rupert-Insel. Am 29. Jänner ging man bei letzterem Eiland vor Anker, und man sendete die Boote aus, um Trinkwasser einzunehmen. Kaum waren sie an das Land gekommen, so sahen sie von der südlichen Küste 3 Kähne rudern, welche 16 Eingeborene an das Land setzten. Diese näherten sich den Britten, bis sie ungefähr noch 300 Fuß davon entfernt waren; dann standen sie still,

riefen mit lauter Stimme, und machten Freundschafts-Zeichen, welche die Matrosen beantworteten, die zugleich einige Glasköpfe und dergleichen Kleinigkeiten zeigten. Sogleich druckten die Wilden ihre Freude durch ein lautes Jauchzen aus. Die Bootsleute ahmten den Ton dieses Freuden-Geschreies nach, und jauchzten auch; worauf jene in vollem Lachen und Jubeln schnell an sie kamen. Man schütteltee sich hierauf gegenseitig die Hände, und die Britten theilten Geschenke aus, durch welche die angefangene Freundschaft vollends besiegelt wurde.

Diese Wilden waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein als groß. Sie waren mit stinkenden Seehundsfellen bedeckt, und übrigens mit Bogen, Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet. Letztere hatten eine Spitze von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke als Geschicklichkeit.

Zuerst zündeten sie ein Feuer an, weil sie ganz erfroren war. Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlichen, rauhen Himmelsstrich überwintern können, wo man oft in der Mitte des Sommers schon die Kälte kaum ertragbar findet. Diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man bedenkt, daß diese Wilden weder erwärmende Kleidungsstücke, noch eine wind- und wetterfeste Wohnung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende

Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Drei dieser Leute wurden an Bord zu Kapitän Wallis gebracht. Außer den Kleidungsstücken und den Spiegeln schien aber nichts ihre Aufmerksamkeit zu reitzen; letztere gewährten ihnen Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke fuhren sie bestürzt zurück. Nach einer Weile wagten sie es zum zweiten Male, aber gleichsam verstohlener Weise, hinein zu blicken, und fuhren abermals zurück. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Absicht, die gesehenen Personen daselbst zu finden. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fingen sie an zu lächeln, und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und bleibenden Eindruck auf sie machen würde? Aber nein! sie verließen nach einiger Zeit den Spiegel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten; wie Kinder, die das neue Spielwerk, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich werfen.

Trinken wollten sie nichts als Wasser; aber Alles aßen sie. Einige aßen halb verfaultes Fleisch und Fett, beides roh und so gierig, daß es ihnen unverkennbar gut schmecken mußte.

Wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohntesten in der Welt zu seyn scheint, selbst die rauhesten Theile von Norwegen und Schweden nicht ausgenommen, so kamen auch die Bewohner derselben, als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen, unserem *Wallis* vor. Da sie das Schiff verließen, steckten sie ein Seehundsfell statt des Segels auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer, wo man einige ihrer Hütten erblickte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß keiner von ihnen sich auch nur ein einziges Mal umsah. Einen so vorüber gehenden Eindruck hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr schienen sie ganz und gar an dem, was ihnen jedes Mal gegenwärtig ist, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder es von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurück zu rufen.

Wallis war an das Land gefahren, und fand verschiedene ihrer Weiber und Kinder an dem Orte, wo man das Trinkwasser einnahm. Er theilte einige Spielsachen unter sie, über welche sie sich einen Augenblick zu freuen schienen. Sie gaben als Gegengeschenk einige ihrer Waffen, und etliche Stücke Mundic (eine Art Marcassit), der ziemlich dem der Zinn-Bergwerke in *Kornwallis* glich, und von dem sie zu verstehen gaben, daß dergleichen von ihnen in den Gebirgen gefunden werde.

Die Britten segelten weiter, und kamen am 4. Februar in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors-Fluß geheißen, sich in die magellanische Straße eingießt. Hier stieg Wallis selbst mit einigen Leuten in das Boot, um den Strom eine Strecke hinauf zu fahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schätzbaren Vorrath von Selleri, Muscheln u. d. gl Ungefähr 3 Meilen im Flusse hinauf fand man auf der Westseite zwischen dem Elends-Berge (Mount Misery) und einem andern sehr hohen Berge, einen sehenswürdigen Wasserfall. Das Wasser stürzt von einem Berge mehr als 1200 Fuß herab. 600 Fuß wälzt es sich über einen steilen Berg, und 600 Fuß fällt es dann ganz senkrecht. Das Getöse dieses Wasserfalls und der Anblick desselben sind im gleichen Grade fürchterlich schön.

Wallis mußte wegen widrigen Windes bis zum 14. dort liegen. An diesem Tage trieb die Schiffe, als sie um 10 Uhr die Anker gelichtet hatten, der Seestrom bis gegen den Bachelors-Fluß. Dann bis 4 Uhr Nachmittags gegen den Wind lavirend, fanden sie endlich, daß sie damit nichts gewonnen hatten, sondern wirklich zurück getrieben worden waren. Sie kehrten demnach zu ihrem vorigen Ankerplatze auf York's Rehde zurück.

Am 17. endlich bugsirten sie sich aus derselben hinaus. Trotz des guten Westwindes war die Gewalt der Strömung dennoch stärker, und das Schiff Del-

phin ward mit großer Heftigkeit gegen die südliche Küste getrieben. Es kam so dicht an die Felsen hin, daß die Ruder der Boote sich im Meergrase verwickelten. Die Leute erwarteten jeden Augenblick, an den Klippen zu scheitern, von denen sie selten weiter als eine Schiffslänge, oft nicht einmal halb so viel, entfernt waren. Da nun alles Streben gegen die Fluth fruchtlos war, so ergaben sie sich endlich ihrem Schicksal, und erwarteten in einer, von Verzweiflung wenig entfernten Ungewißheit den Ausgang. Endlich geriethen sie doch auf die Höhe, und gerade vor den Davis-Sund. Mittels einer Strömung, die aus demselben heraus schoß, ward das Schiff wieder in die Mitte des Kanals getrieben. Während dieser ganzen Zeit war die Swallow an der nördlichen Küste, und konnte mithin von der Gefahr des Delphins nichts wissen.

Mittags ward von einem Boote ein guter Ankerplatz entdeckt, und Butlers-Bai genannt, weil der Kommandant dieses Bootes Butler hieß. Einer der gefährlichsten Tage für unsere Seefahrer war der 20. Hornung. An diesem sah man um 12 Uhr Mittags gegen Westen eine Menge schwarzer Wolken aufsteigen, und in weniger als einer Stunde brach ein so fürchterlicher Sturm mit Regen und Hagel aus, als ein Seemann nur selten erleben kann. Man zog sogleich die Segel ein, und sicherte das Schiff durch ausgeworfene Anker und durch verschiedene Taue, die man

an einem Felsen befestigte. Allein der Sturm stieg gegen Abend zu einer solchen Heftigkeit, daß man dem Zerreißen der Taue und dem Untergange des Schiffes in jedem Augenblicke als unvermeidlich entgegen sah. Aber die Vorsehung hatte ihre Rettung beschlossen; der Sturm ließ gegen 8 Uhr nach, und noch ehe die Nacht verfloß, hatte man wieder ruhiges Wetter. –

Das erste, was Wallis zu thun hatte, war, ein Boot nach der Swallow zu senden, um zu erfahren, wie der Sturm für sie abgelaufen sey. Sie hatte vom Sturm nur wenig empfunden, war aber früher nahe daran, durch die reißende Fluth zu Grunde zu gehen. Sie steuerte und segelte schlecht, und mußte bei jedem Auslaufen befürchten, nicht wieder sicher vor Anker zu kommen. Ihr Kommandant, Carteret, bat demnach Wallis, zu erwägen, daß seine Swallow ihm auf dieser Reise gar nicht sehr nützlich werden könne, und seinen Beschluß zu fassen, wie es der Dienst des Königs erheische. Wallis ließ antworten, da einmal von der Admiralität die Swallow zur Begleiterin des Delphins auserkoren sey, so müsse dieser Befehl einmahl befolgt werden, so lange es möglich sey. Da sie eine so ganz schlechte Seglerin sey, wolle er gern jedesmal auf sie warten und überhaupt nach ihr bequemen. Sollte übrigens einem von beiden Schiffen ein Unglück begegnen, so müsse das andere

bereit seyn und nie säumen, allen nur möglichen Beistand zu leisten.

Man blieb dort 8 Tage, und wandte diese Zeit an, um sich zu verproviantiren, die Segel zu trocknen, und die Mannschaft an das Land gehen zu lassen, damit sie ihre Kleider wasche und sich Bewegung mache, was um so nöthiger war, da die Kälte, das Schneegestöber und die stürmische Witterung sie zu lange Zeit unter die Verdecke gesperrt hatte. Man hatte oft Besuche von den Wilden. Sie glichen ganz den elenden Wesen, die man zuletzt gesehen hatte, und führten, wie jene, rohes Robbenfleisch und Fett von Pinguins mit sich, welches sie ohne Vorbereitung verzehrten. Einer aß einen Fisch roh mit Gräten, Schuppen, Floßfedern und Eingeweide, nachdem er ihn zuvor mit einem Bisse getödtet hatte. Alle diese Leute hatten wunde Augen, wahrscheinlich weil sie ihre meiste Zeit im Rauche neben ihren Feuern zubringen. Uebrigens stanken sie sämmtlich ärger als die Füchse, welches sowohl von ihrer Kost, als auch von ihrer Unreinlichkeit kommen mag. Sie zitterten vor Kälte, und waren gleichfalls nur mit einer Seehundshaut bekleidet, die ihnen von den Schultern bis in die Mitte des Leibes hing. Aber auch diese warfen sie auf die Seite, so oft sie sich an das Ruder setzten, und dann waren sie völlig nackt.

Am 1. März ankerten der Delphin und die Swallow, die sich wieder zusammen gefunden, in

der Löwen-Bucht; am folgenden Tage aber in der Gut-Glück-Bai (Good-Luck-Bai). In ihr mußten sie wegen anhaltender, äußerst stürmischer Witterung mit Hagel, Schnee und Regen, zwei ganze Wochen bleiben. Am 15. lief die Swallow in einen guten Hafen, wohin ihr des folgenden Tages der Delphin folgte. Sie nannten ihn Swallow-Hafen, und verließen ihn am 17. wieder.

In den ersten Tagen des Aprils segelten beide Schiffe mit einander; aber am 10. blieb die Swallow abermals zurück, und Wallis durfte, um sie zu erwarten, die Segel nicht einziehen, da eben eine Strömung ihn mit Gewalt nach den Direktions-Inseln trieb, und bei diesen Inseln vorüber zu kommen, jetzt seine größte Sorge seyn mußte. Die Strömung führte am 11. den Delphin ganz aus der magellanischen Straße; an demselben Tage verlor er die Swallow gänzlich aus dem Gesichte, und seitdem bekam er sie auf der Reise nie wieder zu sehen. Wallis war geneigt wieder umzukehren, und die Swallow nachzuholen; aber da zu eben dieser Zeit ein Nebel aufstieg, und die See anfing sehr hoch zu gehen, so waren Alle der Meinung, es sey unumgänglich nothwendig, so geschwind als möglich die weite See zu suchen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, an die Küste geworfen und zerschmettert zu werden.

Am Mittag des 11. April endlich war Wallis unter 52° 38′ s. Br., und ungefähr 76° w. L. So

hatte er also eine der rauhesten und unfreundlichsten Gegenden des Erdbodens verlassen, nachdem man 4 Monate fast in beständiger Gefahr geschwebt hatte, Schiffbruch zu leiden. Am 17. des Wintermonats 1766 war man in die magellanische Meerenge eingefahren, und den 11. April 1767 hatte man diese Straße zurück gelegt. So lange hatte man in einer Weltgegend zubringen müssen, wo in der Mitte des Sommers die Witterung kalt, finster und stürmisch ist; wo die Erde mehr einem rohen Klumpen, als der ausgebildeten Natur gleicht; wo die Thäler meistentheils ohne Kräuter, die Berge ohne Holz, den ödesten und traurigsten Anblick darbieten.

Jetzt schwamm der Delphin auf dem Rücken des unermeßlichen Südmeers, und richtete seinen Lauf gegen West. Eine Menge von Möven und andern Vögeln flatterten schreiend um die Maste; der Wind wehte heftig; die Wogen gingen hoch und spritzten so viel Wasser auf das Verdeck, daß mehre Wochen im Schiff kein trockener Platz zu finden war. Deßhalb sank der Gesundheits-Zustand der Seeleute, und viele lagen an Erkältungs-Fiebern danieder. Auch von der Plage der Seefahrenden, vom Scharbock, wurden sie immer mehr befallen. Alle hatten ein blasses und bräunliches Ansehen; Viele waren bettlägerig. Wie sehnte sich Jeder jetzt nach der Entdeckung eines Landes, dessen erfrischende Kräuter und Früchte ihnen Gesundheit und neue Lebenskraft gewähren möchten!

Am 30. begann Wallis, weil anhaltende ungünstige Witterung die Fahrt nach Westen fortzusetzen ganz unthunlich machte, die Fahrt nach Norden. Am 6. Juni erscholl endlich Vormittags 11 Uhr vom Mastkorbe herab das freudenreiche Wort: „Land!" und nur denjenigen, welche die Gefahren, die ermattenden Beschwerlichkeiten und Krankheiten einer solchen Seereise aus eigener Erfahrung kennen, sind im Stande, sich die Freude vorzustellen, welche dieses einzige Wort in Aller Seelen goß! Das erblickte Land war bloß ein niedriges Eiland; ein zweites aber zeigte sich bald darauf. An dem ersten aber legte man am folgenden Tage bei. Dieß war die Pfingst-Insel, von Wallis zuerst entdeckt, und vom Tage der Entdeckung so benannt.

Man segelte am 8. Juni auf die zweite Insel, um hier die nöthigen Erfrischungen einzunehmen. Der Lieutenant Fourneaux fuhr mit den gut bewaffneten Booten ab, um einen Ankerplatz zu suchen. Als er sich näherte, sah er etwa 50 Eingeborene mit langen Stangen und Spießen, sogar einige mit Feuerbränden bewaffnet, an der Küste hin und her rennen. Fourneaux hatte auch Befehl, zu versuchen, mit den Eingeborenen zu handeln. Diese wollten ihn mit ihren Picken abwehren. Indessen, als man ihnen Zeichen der Freundschaft gab, und die Dinge ihnen zeigte, die man ihnen geben wollte, wadeten endlich einige Insulaner in das Wasser, und es ward ihnen angedeutet,

daß man gern Kokosnüsse und Wasser von ihnen hätte. Sie brachten alsbald von beiden eine kleine Quantität, und erhielten Spielzeug und einige eiserne Nägel dafür. Als man mit ihnen verkehrte, stahl einer ein seidenes Sacktuch, das mit Sachen angefüllt war, verschwand aber schnell damit, und konnte nicht entdeckt werden.

Die Bemühungen der Boote, einen Ankerplatz zu finden, war, wie bei der Pfingst-Insel, vergeblich. Man gab indeß noch nicht alle Hoffnung auf, und kreuzte die Nacht über hin und her, bis der neue Tag anbrach. Lieutenant Fourneaux ward nochmals abgesendet, um im Namen des Königs von Großbritannien von der Insel Besitz zu ergreifen, und sie Königin-Charlotte-Insel zu nennen. Die Boote brachten Kokosnüsse und Scorbutgras zurück, und hatten auch gutes Trinkwasser gefunden. Sogleich sendete Wallis einen Unteroffizier und 20 Mann zum Wasser-Einnehmen aus, die Kranken aber, um sich durch die Landluft zu stärken, und andere Leute, um Mund-Vorrath zu sammeln. Mehrere Tage sammelte man und brachte Löffelkraut, Kokos- und Palm-Nüße an Bord.

Das Meer fing an unruhig zu werden, Wallis rief seine Leute ein und segelte weiter. Ehe er aber die Charlotte-Insel verließ, pflanzte er eine brittische Flagge an den Strand, und schrieb sowohl auf ein Bret, als auch in die Rinde verschiede-

ner Bäume, den Namen des Schiffes, den Monatstag und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von der nahe liegenden Pfingst-Insel im Namen Sr. großbitannischen Majestät Besitz genommen habe.

Die Charlotte-Insel ist sandig, flach und voll von Bäumen; auch Löffelkraut, dieses Mittel gegen den Scorbut, findet sich häufig. Die Insel ist ungefähr 6 Meilen lang und 1 breit.

Westlich steuernd fanden sie, etwa 15 Seemeilen entfernt, eine andere Insel, wo sie die Wilden antrafen, die sie auf der Charlotte-Insel auf Kähnen hatten flüchten sehen. Diese rückten, mit ihren Spießen und Feuerbränden bewaffnet, muthig an die Küste vor, indem sie einen entsetzlichen Lärm erhoben, und dazu tanzten. Wallis fand nicht lohnend, diese Ausforderung anzunehmen, indem er keinen Ankerplatz fand.

Wallis nannte dieses Eiland Egmonts-Insel. Sie liegt unter 19° 20′ s. Br. und 138° 30′ w. L., ist ungefähr 6 Meilen lang und 4 breit, und sieht dem vorigen Eilande zwar ähnlich, aber hatte keine Kokos-Bäume, wie jenes.

Am 11. entdeckte man wieder eine Insel, der Egmonts-Insel an Ansehen und Größe ziemlich gleich, nur schmäler. Sie war voll mit Bäumen, aber man sah keinen einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes bemerkte man zwischen daselbst befindli-

chen Felsen ungefähr 16 Eingeborene, die mit langen Spießen oder Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz den vorher gesehenen Bewohnern der Charlotte-Insel. Da aber die Insel von Klippen und Brandungen umgeben war, versuchte Wallis keine Landung, nannte das Eiland Gloucester-Insel und segelte weiter.

Noch eine andere Insel entdeckte er an diesem Tage, welche Kumberlands-Insel genannt ward, und am folgenden Tage eine dritte, welche den Namen Prinz-Wilhelm-Heinrichs-Insel erhielt.

Am 17. entdeckte er wieder Land, und um 10 Uhr Abends sahen sie Licht, welches sie überzeugte, daß es bewohnt sey. Am 18. Morgens wurde Lieutenant Fourneaux im Boote an das Land geschickt, konnte aber keinen Ankerplatz finden. Da er eine Menge Eingeborene am Strand erblickte, und es ihm bei der starken Brandung nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren, so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie fingen und festhielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichen-Sprache.

Die Britten bemerkten mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige von ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand, und das sollte wahrscheinlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft seyn; denn eben diese wiesen die Uebrigen, wenn sie sich zu

stark vordrängten, zurück, und man sah, daß ihnen Folge geleistet wurde.

Während ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht war, man einen Hahn, ein Spanferkel, Kokos-Nüsse ꝛc. abkaufte, hatte sich einer der Insulaner unvermerkt um einen Felsen herum geschlichen; indem er hierauf untertauchte, bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet gewesen seyn; denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile, welches sie hielten, in die Brandung zu ziehen. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als Fourneaux es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Wilden, der den Anker los gemacht hatte, vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigte sich bei dem Knall des Gewehres der ganzen Truppe, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fallen. Diese waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand.

Da Lieutenant Fourneaux verschiedene große Koppelkähne an dem Strome gesehen hatte, so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indier von Zeit zu Zeit zu segeln pflegen. Wallis fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich, und beschloß, dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, zu suchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland die Osnabrück-

Insel, zur Ehre des verstorbenen Herzogs von York, als Bischof von Osnabrück.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meeres empor, und gab sowohl hiedurch, als durch seinen ansehnlichen Umfang Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, sammt einem reichlichen Vorrath von Erfrischungen finden würde. Es war die Insel Otahiti oder Otahite. Da man heftige Windstöße und trübes Wetter hatte, so sah man sich genöthiget beizulegen, und der Erfüllung seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegen zu sehen.

Der Tag, an welchem man die Insel Otahiti zum ersten Male erblickte, war der 18. des Sommer-Monates 1767. Das stürmische Wetter legte sich in der folgenden Nacht, und man steuerte daher mit dem Anbruche des Tages an die Insel. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel, daß man abermals stille liegen bleiben mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmal von einigen hundert Kähnen umringt zu sehen, welche sich während des Nebels rings um das Schiff versammelt hatten. Die darauf befindlichen Insulaner schätzte man auf 800 Köpfe. Sie näherten sich dem Schiffe bis auf die Entfernung eines Pistolen-Schusses; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke

mit Erstaunen auf das Schiff, und theilten sich einander ihre Verwunderung mit.

Die Britten zeigten ihnen Spielsachen, und winkten ihnen, an Bord zu kommen. Darauf ruderten sie mit den Kanots zusammen, und stellten allgemeine Berathung an, nach deren Beendigung sie alle das Schiff mit dem Anschein von Freundschaft umringten, und einer von ihnen eine Rede hielt, nach deren Schluß er den Zweig einer Platane, den er in der Hand gehalten hatte, in das Wasser warf.

Nachdem dies geschehen war, wagte sich ein junger Indier, dem Anscheine nach herzhafter als die übrigen, an Bord des Wallis; man wollte ihm verschiedene Spielsachen geben; er wollte sie aber nicht eher annehmen, bis die in den Kanots heran gekommen, und noch verschiedene Platanen-Zweige auf das Schiff geworfen. Nun wagten sich noch andere an Bord; man bemerkte aber, daß sie alle am unrechten Orte in das Schiff kamen, und keiner durch Zufall den rechten traf.

Ein Ziegenbock auf dem Schiffe stieß einen Insulaner mit den Hörnern in den Rücken; verwundert kehrte sich der Insulaner um. Da er den Bock bereit sah, seinen Stoß zu wiederholen, sprang er über des Schiffes-Seite weg, und ihm folgten sogleich alle seine Landsleute. Ihr Schrecken legte sich jedoch in Kurzem, und sie kamen wieder in das Schiff.

Man wies ihnen Schafe, Schweine und Feder-

vieh, und sie gaben zu verstehen, daß sie die beiden letzten Thierarten auch hätten. Wallis gab ihnen Nägel und andere Kleinigkeiten, und machte Zeichen, daß er gern Schweine, Geflügel und Früchte haben wollte; sie schienen aber nichts zu verstehen. Dagegen machten sie verschiedene Versuche, etwas zu entwenden. Zuletzt sprang einer mit einem Tressenhute, den er von hinten einem Unteroffizier vom Kopfe gerissen hatte, hinweg.

Da Wallis hier keinen Ankerplatz fand, segelte man längs des Ufers. Die Kanote aber, die ihm nicht nachkommen konnten, fuhren nach dem Lande. Nachmittags legte der Delphin bei, und als die Boote zur Untersuchung der vorgefundenen Bai ausgeschickt wurden, die einen guten Ankerplatz versprach, drängten die Kanots um sie her.

Wallis besorgte, ihre Absicht sey feindlich, gab den Booten deshalb ein Zeichen, zurück an das Schiff zu kommen, und schoß, um den Indiern Ehrfurcht einzuflößen, eine neunpfündige Kanonenkugel über ihre Köpfe ab. Wiewohl diese über diesen Knall erschracken, suchten sie doch des kleinen Bootes Rückkehr zu hindern. Es entging ihnen jedoch mit leichter Mühe durch geschwindes Segeln.

Als einige andere Kanote, die an verschiedenen Stellen hielten oder kreuzten, dieses sahen, fingen sie es auf, und verwundeten mehrere Britten durch Steinwürfe. Der Kommandant des Bootes schoß

nun eine mit Schrot geladene Flinte ab, und verwundete den in die Schulter, der unter den Insulanern den ersten Stein geworfen hatte. Plötzlich sah man alle, welche in dem nämlichen Kanot waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurück.

Nachdem die Boote an das Schiff gekommen waren, machte man Anstalt, weiter zu segeln. Da man aber einen großen Kanot eilig herbei fahren sah, ward beschlossen, den Ausgang seiner Ankunft abzuwarten. Da hielt ein Indier eine Rede, und warf einen Platanezweig an Bord. Wallis erwiederte seinen Friedensgruß, indem er ihm wieder einen Zweig gab, den die andern Indier auf dem Schiffe gelassen hatten. Als den Indiern dieses Kahns zugleich Spielzeug gegeben wurde, fuhren diese mit vieler anscheinender Zufriedenheit wieder ab.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See, um nicht an die Klippen geworfen zu werden; mit dem Anbruche des Tages aber näherte man sich der Insel abermals, und fuhr fort, längs der Küste zu segeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos. Abends um 6 Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein sehr schöner Fluß sich in das Meer ergoß. Hier hatte auch die Küste das beste Aussehen. Man hoffte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und

suchte sich während der Nacht durch Hin- und Her steuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längs der Küste.

Mit dem Anbruche des Tages wurden die Boote zum Erforschen ausgesendet; und: wer mag die allgemeine Freude bezeichnen, welche sich durch die ganze Mannschaft verbreitete, da das Zeichen gegeben wurde, daß mit 20 Klafter Grund gefunden sei! Der Delphin lief augenblicklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzten vor Freuden die Britten! — er kam mit 17 Klafter auf einem reinen Sandgrunde vor Anker. Verschiedene Kanots fuhren an dessen Seite, brachten großen Vorrath von Früchten, nebst Geflügel und Schweinen, und erhielten dafür wieder Nägel und Spielsachen.

Als die Boote ausgeschickt wurden, das Wasser des Flusses zu ergründen, folgten ihnen große doppelte Kanots nach, die nach dem kleinen Boot liefen, dessen Verdeck einstießen, und es sonst beschädigten. Zugleich wollten die Indier, mit Keulen bewaffnet, das Boot entern. Nun gab das Boots-Volk Feuer, verwundete einen Mann gefährlich, und tödtete einen andern. Beide fielen in das Wasser; ihre Kameraden aber tauchten hinter ihnen ein, und brachten sie in den Kanot. Nunmehr versuchten sie, ob sie stehen oder sitzen könnten. Da aber einer ganz todt war, legten sie ihn auf des Kahnes Boden; und den Ver-

wundeten unterstützten sie so, daß er sitzen konnte. Die brittischen Boote setzten nun ihren Weg fort. Von den Kanots fuhren einige an das Ufer, andere wieder an den Delphin, als wenn nichts vorgefallen wäre, um von Neuem Handel zu treiben.

Indem die Boote die Tiefen erforschten, schwammen die Eingeborenen vom Lande mit Wasser und Früchten zu ihnen. Besonders drang das weibliche Geschlecht sehr in die Matrosen, daß sie landen sollten, zogen alle ihre Kleider aus, und gaben Winke von nicht gar zu feiner Art, wie angenehm ihnen ihre Gesellschaft seyn würde.

Nachmittags wurden die Boote mit kleinen Fässern an das Land gesendet, um Wasser einzunehmen. Da das Ufer von Tausenden, Männern, Weibern, und Kindern gedrängt war, hielten die Bootsleute nicht für rathsam zu landen, sondern ließen die Eingeborenen das Wasser füllen. Diese füllten nur 2 Fässer und behielten alle übrige für ihre Mühe.

Den 22. brachten die Insulaner Schweine, Federvieh, Früchte an das Schiff, die sie für Messer und andere Dinge vertauschten, so daß vermittelst dieses Handels die Schiffsmannschaft auf 2 Tage nur mit frischem Schweinfleisch versorgt ward. Da die Boote diesen Tag auch nach Wasser gesendet waren, wandten die Einwohner jede Lockung an, sie zum Landen zu bewegen; und die Damen steigerten ihre Galanterien. Nachdem sich die Boote einen kleinen Vor-

rath Wasser verschafft hatten, fuhren sie wieder ab. Da schrien die Weiber laut und höhnend nach, bewarfen sie mit Aepfeln und Bananas, und gaben jedes Zeichen der Verachtung und des Abscheues.

Den folgenden Tag ging der Delphin unter Segel, auf der Höhe des Wasserplatzes Anker zu werfen. Als aber der Matrose im Mastkorbe weit unter dem Winde eine Bai entdeckt hatte, fuhr Wallis sogleich dahin. Da die voraus fahrenden Boote ein Zeichen zum Ankern gaben, machte man sich fertig, beizulegen. Als aber das Schiff fast bis an die Boote gekommen war, stieg es plötzlich in die Höhe, und sein Vordertheil blieb unbeweglich an einem Korallenfelsen stecken. In dieser Lage blieb es beinahe eine Stunde, wo ihm glücklicher Weise ein aufspringender Wind loshalf. Die ganze Zeit, während welcher der Delphin in Gefahr schwebte zu scheitern, oder sonstiges Unglück zu leiden, schwärmten Hunderte von Indiern in ihren Kanots um ihn her, aber nicht einer wagte doch, das Schiff zu ersteigen. Dieses ward nunmehr durch Bootsmänner um eine Felsenbank in den Hafen geführt, und warf die Anker aus.

Der Oberbootsmann wurde jetzt ausgesendet, die Tiefen der Bai zu erforschen. Er fand in jeder Gegend derselben sichern Ankerplatz. Mittlerweile brachten einige Kanots Lebensmittel an Bord. Da aber am Ufer viele große Kähne lagen, die voll Leute waren, ließ Wallis seine Kanonen laden und richten,

seine Leute unter Gewehr treten, und in der Wache abwechseln.

Am 24. wurde der Delphin in den Hafen gebracht. Ihm folgten viele Kanots mit Lebensmitteln, die für Messer, Nägel u. dgl. eingetauscht wurden. Wallis hatte zum Handel 2 Offiziere befehliget; diese sollten die Waaren eintauschen, und außer ihnen sollte, damit der Markt nicht verdorben würde, Niemand im Schiffe sich mit dem Handel befassen. Immer mehre Kanots kamen, und gegen Abend wuchs ihre Anzahl bedeutend an. Sehr große Kanots, mit Steinen beladen, kamen heran. Da befahl der Kapitän, auf das Genaueste Acht zu haben. Zuletzt fuhren einige Kähne heran, die viele Weiber an Bord hatten, welche ihre unzüchtigten Kunstgriffe wieder auszuüben begannen. Während dieses sonderbaren Auftrittes kamen die großen Kanots rund um das Schiff. Einige Insulaner bließen eine Art von Flöte, andere sangen, und wieder andere bließen auf Muscheltrompeten. Lauter Anzeigen, welche Kampf besorgen ließen.

Bald darauf kam ein großer Kanot mit einer ausgespannten Decke. Auf dieser saß ein Insulaner, der gelbe und rothe Federn in der Hand hielt. Als Wallis eingewilliget hatte, daß er neben die Schiffe kommen durfte, übergab er die Federn. Wallis, der dieß für ein Friedens-Zeichen hielt, nahm mit Freuden-Bezeigung die Feder an, und wollte eben einige Sachen zu einem Gegengeschenke holen lassen,

als der Mann mit seinem bedeckten Kahne sich schnell wieder entfernte und fast zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaumes in die Luft warf. Das war unstreitig das Zeichen zum Angriffe; denn im Augenblicke ward von allen Kanots ein Geschrei erhoben; sie fuhren an das Schiff, und schläuderten ganze Lagen von Steinen gegen und in dasselbe.

Nun galt's zu streiten. Wallis ließ sogleich die Wache Feuer geben; dann ließ er 2 Kanonen, die mit kleinen Kugeln geladen waren, abbrennen. Dieß brachte die Insulaner anfangs außer Fassung; sie gewannen jedoch in Kurzem wieder Muth, und erneuerten den Angriff. Die rund um das Schiff befindlichen Wilden waren 2000 Mann gewiß stark, und am Ufer sah man sie zu Tausenden sich noch so geschwind einschiffen, als nur die Kähne sie wegführen konnten. Wallis befahl nun, seine Kanonen abzufeuern, deren einige nach dem Ufer gerichtet wurden. Die Kanots flogen aus einander, und ergriffen die Flucht.

Wallis ließ hierauf sogleich mit dem Schießen einhalten, weil er hoffte, daß die Insulaner sich überzeugt hätten, wie sehr man ihnen überlegen sei. Aber er irrte sich. Die zerstreuten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine Zeit stille, vermuthlich, um erst Kriegsrath zu halten. Plötzlich erhob sich eine weiße Flagge — und die Kähne ruderten von Neuem gegen den Delphin, und, nahe gekommen, schläuderten die Insu-

laner eine Menge Steine, deren Jeder mehrere Pfunde wog, auf das Verdeck. Mancher Britte ward dadurch getroffen und verwundet; aber größeren Schaden verhütete, daß man, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, ein Segeltuch über das ganze Verdeck ausgespannt hatte.

Wallis ließ seine Kanonen neuerdings erdonnern. Da man einen Kanot an der Bugseite seines Schiffes bemerkte, auf welchem ein Indier saß, der Gewalt über die übrigen zu haben schien, ließ er ein Geschütz auf diesen Kahn abfeuern, und der Schuß spaltete ihn in 2 Stücke. Da ergriffen alle andere Kanots die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war. Nunmehr konnte man den Delphin in Ruhe vor Anker legen.

Sobald dieß geschehen war, sendete Wallis den Lieutenant Fourneaux ab, dem Schiffe gegenüber mit den Booten zu landen, und von der Insel im Namen Sr. Großbritannischen Majestät Besitz zu nehmen. Als der Lieutenant mit den Seinen an das Land getreten war, kehrte er ein Stück Rasen um, und steckte eine Fahne an einem Stabe auf. Darauf schöpfte er aus dem Flusse, welcher sich hier in die Bai ergoß, Wasser, vermischte es mit Rum, und er und die Seinigen tranken auf des Königs Georg III. Gesundheit. Dadurch ward nach einem unter Königen üblichen Rechte, welches für uns andern Erden-

söhne keineswegs gültig ist, der König von Großbritannien, der rechtmäßige Besitzer dieses Landes!

Wallis nannte das Eiland König Georg des Dritten Insel, welcher Name jedoch ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, da man vorzieht, die Insel mit ihrem eigentlichen Namen Otaheite, Tahiti, Otahite, oder Otahiti zu benennen.

Als Fourneaux den Fluß untersuchte, der etwa 36 Fuß breit und sehr seicht war, so daß man durchwaden konnte, erblickte er jenseits desselben 2 alte Männer, die, sobald sie merkten, daß sie entdeckt waren, eine flehende Stellung annahmen, und sehr bestürzt zu seyn schienen. Fourneaux winkte ihnen, daß sie über den Fluß kommen sollten; einer befolgte es. Als er diesseits war, kroch er auf Händen und Füßen zu dem Lieutenant hin; dieser hob ihn sogleich auf, zeigte ihm, als er zitternd stand, einige von den Steinen, die in das Schiff waren geschläudert worden, und bemühte sich, ihm verständlich zu machen, daß, wenn nur die Eingebornen nicht selbst sich feindselig zeigen würden, man ihnen auch kein Leid zufügen werde. Er ließ 2 von den Wasserfässern füllen, um zu zeigen, daß man Wasser verlange, und wies ihm einige Beile und andere Dinge, um zu verstehen zu geben, daß man Lebensmittel dagegen einzuhandeln wünsche. Während dieser pantomimischen Unterredung faßte der alte Mann wieder einigen Muth, und Fourneaux beschenkte ihn mit

einem Beile, dann Nägeln, Glaskorallen und andern Kleinigkeiten, worauf er mit seinen Leuten wieder in die Boote stieg, und die Fahne oder Wimpel wehend am Lande zurück ließ.

Die Britten hatten sich kaum davon entfernt, so sah man den alten Mann mit seinem großen weißen Barte verschiedene Male um die Fahne herum tanzen. Hierauf entfernte er sich, kehrte aber nach kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurück, die er neben die Stange warf; worauf er abermals fortlief, und nach einiger Zeit mit 12 andern Eingeborenen zurück kehrte, welche sämmtlich sich der Fahne in einer demüthigen Stellung nahten. Zufälliger Weise setzte gerade ein aufstoßender Wind dieselbe in solche Bewegung, daß sie anfing zu flattern. Hierüber bestürzt, flohen die Insulaner erschrocken zurück, und standen einige Zeit von ferne. Dann liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fingen sie an zu tanzen. Nachdem auch diese Feierlichkeit, deren Bedeutung zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kanot; der Alte setzte sich dazu und brachte sie an den Delphin.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine feierliche Anrede, überreichte einige grüne Platanen- oder Pisang-Blätter, eines nach dem andern, und sprach jedes Mal in einem langsamen, feierlichen Tone einige Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab.

Er drehte sich dann um und deutete auf das Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen; allein er war nicht zu bewegen, es anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab und kehrte an das Land zurück.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, dann Muscheln und anderer Blas-Instrumente. Auch sah man längs der Küste eine Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht in Ruhe.

Man bemerkte gegen 6 Uhr Morgens, daß die Fahne weggenommen war. Einige Stunden später bei dem Anfüllen der Wasserfässer erschienen mehrere Insulaner jenseits des Flusses unter Anführung des Alten, welchen Fourneaux den Tag zuvor gesehen hatte. Es währte nicht lange, so wadete der Alte herüber, und brachte einiges Federvieh und Früchte mit.

Wallis war schon seit 2 Wochen sehr unpäßlich und schwach; er konnte kaum herum kriechen. Um zu sehen, was dort vorging, beobachtete er durch die Ferngläser. Gegen 9 Uhr sah er, daß eine Menge Eingeborener über einen Berg, der etwa eine Meile vom Strome lag, kam. Zu gleicher Zeit bemerkte er eine große Anzahl von Kanots, welche um die westliche Landspitze herum kamen. Hinter der Stelle, wo man Wasser einnahm, sah er ebenfalls einen sehr zahlreichen Trupp, welcher unter den Büschen schlich

und kroch, und zugleich eine Schaar von etlichen Tausenden, welche durch die Wälder gegen die Wasserstelle anrückten, auch noch mehrere Kähne, welche sehr schnell um die andere Landspitze der Bucht kamen. Er erschrack über die sichtbare Gefahr, worin seine Leute auf dem Lande schwebten, und rief sie sogleich durch ein Boot ein.

Diese hatten selbst schon die Gefahr gemerkt, und dem heran schleichenden Haufen den Alten abgesendet, daß er bekannt mache, man wolle nichts als Wasser holen; aber die Insulaner hatten bei der Bemerkung, daß sie entdeckt seien, ein Geschrei erhoben, und waren noch geschwinder angerückt; worauf der brittische Offizier und die Seinen sich schnell in die Boote warfen, und die Wasserfässer aufopferten. Von diesen nahmen die Feinde mit vielem Frohlocken Besitz. Die Indier stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsche und aus den Wäldern hervor, die herzu eilenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzähliche Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von da sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten; hier setzten sie sich, um dem Schauspiele eines Treffens beizuwohnen. Die Boote waren unterdessen glücklich nach dem Delphin zurück gekommen.

Sobald die Kanots von beiden Landspitzen in die Gegend kamen, wo das Schiff vor Anker lag, stießen sie an das Land und nahmen noch mehre Leute ein,

welche große Säcke mit Steinen brachten und einluden. Alle näherten sich dann dem Schiffe.

Wallis befahl nun den Seinen, welche wieder ganz beisammen waren, zuerst auf die Kanots, Kähne oder Piroggen zu feuern, welche sich in verschiedene Haufen zusammen gezogen hatten. Dieß geschah augenblicklich und mit solchem Nachdrucke, daß alle gegen West befindliche Fahrzeuge der Insulaner an den Strand eilten, die gegen Ost aber versammelten in die dort befindliche Reihe von Klippen liefen, um dem Feuer zu entgehen. Dann ließ er die Kanonen nach den Waldungen richten, welche die darin befindlichen Indier zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Auf diesem Berge befanden sich nun viele Tausende, die sich dort vollkommen sicher hielten.

Wallis, der beschlossen hatte, dieses Gefecht zum entscheidenden zu machen, ließ sogleich vier Mal nach dem Berge feuern. Zwei Kugeln fielen bei einem Baume nieder, wo eine Menge Insulaner saß, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsetzen. Eine solche Wirkung in einer solchen Entfernung ging über alle ihre Vorstellungen. In weniger als 2 Minuten waren Alle daher verschwunden.

Nach Endigung dieses unangenehmen Gefechtes, das die Küste gereiniget hatte, wurden die Boote ausgesetzt. Denn die Zimmerleute sollten jeden Kanot, den man anträfe, zerhauen, (denn die Indianer

hatten viele bei der Flucht im Stiche gelassen). Dieses geschah so geschwind, daß in wenigen Stunden gar viele dieser Fahrzeuge (nach Prior und Campe mehr als funfzig), und unter ihnen verschiedene sehr große, zertrümmert wurden. Die meisten waren mit Steinen und Schläudern beladen; in einigen der kleinsten fand man Früchte, Federvieh und Schweine.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als etwa 10 Eingeborene aus dem Walde hervor traten. Sie trugen grüne Zweige, steckten dieselben in die Erde, und gingen in die Wälder zurück. Sie kamen jedoch öfters wieder und brachten dabei einen Vorrath Tuch, mit welchem sie sich bekleideten, dann Schweine und Hunde mit, welche sie an den Beinen gebunden hatten, welches Alles sie an das Ufer legten. Dann winkten sie den Bootsleuten, es wegzunehmen.

Es ward ein Boot an das Ufer geschickt, das die Schweine abholte, die übrigen Sachen aber dort ließ. Zur Vergeltung dieses Geschenkes hatten die Britten Beile und Nägel auf dem Strande gelassen, und winkten einigen Insulanern, die zu sehen waren, sie sollten dieses aufnehmen. Dieses wollten sie aber so lange nicht thun, bis Wallis den Zeug auch holen ließ.

Am 27., als ein Haufe Bootsleute Wasser einnahm, erschien der bekannte Alte wieder an der andern Seite des Flusses, hielt einige Zeit eine Rede an sie, und kam dann zu ihnen. Der Offizier

deutete auf die herbei getragenen Steine, und suchte ihn zu überzeugen, seine Landsleute hätten den Britten Unrecht gethan, und diese hätten bloß Noth- oder Gegenwehr gebraucht. Der Greis schien zu begreifen, was der Offizier sagen wollte, aber über den Punkt des Angriffes nicht derselben Meinung mit ihm zu sein, sondern bezeigte vielmehr nachdrücklich durch Gesicht, Stirne und Geberden, wie empfindlich ihm das seinen unglücklichen Freunden angethane Unrecht sei. Doch zuletzt kam eine Aussöhnung zu Stande. Der alte Mann schüttelte dem Lieutenant die Hände, und nahm Geschenke von ihm an. Der Offizier suchte ihn von seinen und aller Engländer guten Gesinnungen zu überführen, und gab endlich zu verstehen, die Eingeborenen sollten sich nur in kleinen Haufen sehen lassen, und wenn die englischen Bootsleute auf der einen Seite des Stromes wären, auf der andern bleiben. Der Greis ging dem Anscheine nach sehr zufrieden und vergnügt weg, und noch am nämlichen Vormittage kam ein Handel zu Stande, durch welchen man von den Insulanern im Ueberflusse Früchte, Federvieh und Schweine erhielt.

Es zeigte sich indessen immer mehr und mehr, daß die Eingeborenen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstahls ganz und gar keine Begriffe hatten. So oft sie zum handeln kamen, entwandten sie Alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu

bewegen, das Gestohlene wieder zu bringen. Denn der Schiffs-Wundarzt hatte ein Mal eine wilde Ente geschossen, die nicht weit von einigen Indiern an des Flusses anderer Seite nieder fiel. Diese erschracken so sehr, daß sie alsbald die Flucht ergriffen. Auf einen zweiten Schuß wurden 3 Enten erlegt. Dieß brachte den Eingeborenen von der Wirkung des Feuerrohrs einen furchtbaren Begriff bei. Der alte Indier, dessen Ergebenheit die Britten sich erworben hatten, war sehr nützlich, die gestohlenen Sachen wieder herbei zu schaffen.

Die Kranken wurden nun an das Ufer geschickt, und in ein Zelt bei dem Wasserplatze unter des Schiffarztes Aufsicht gebracht. Wallis, sein erster Lieutenant und der Proviantmeister lagen selbst krank. Allein in 14 Tagen waren fast Alle wieder völlig zur Gesundheit gelangt.

Am 2. Julius trat einiger Mangel an frischem Fleisch und Früchten ein. Das Verschwinden des allgemein bekannten Alten hatte die Lebhaftigkeit des Handels vermindert. Endlich erschien er am 5. wieder auf dem Marktplatze. Er gab dem Konstabel zu verstehen, daß er in dieser Zwischenzeit tiefer in das Land gegangen sei, um das Volk zu bewegen, daß es Schweine, Federvieh und Früchte herbei schaffe, weil die Gegend am Strande beinahe ausgezehrt sei. Die gute Wirkung seiner Reise blieb nicht lange aus: denn viele Insulaner, die den Britten noch unbekannt

waren, kamen jetzt, und brachten Schweine von ungeheurer Größe und andere Lebensmittel. Der Alte selbst brachte an diesem Tage ein gebratenes Schwein auf seinem Kanot als Geschenk an das Schiff. Sein Betragen war so verbindlich, daß Wallis, entzückt darüber, ihn mit einem Spiegel, eisernen Topfe, Trinkglase u. s. w. bereicherte.

Nun erhob sich ein Gewerbe von sonderbarer Art zwischen den eingeborenen Mädchen und den Britten. Der Preis für eines Frauenzimmers süßeste Gunstbezeigung war ein oder zwei Nägel. Da aber die Matrosen nicht immer Nägel hatten, zogen sie dieselben aus verschiedenen Theilen des Delphins. Hieraus entstand doppelter Schaden für die Europäer, nämlich der, daß das Schiff dadurch litt, und der, daß die Insulaner durch die größeren Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten und nun lange nichts zu Markte bringen wollten, wenn man nicht mit großen Nägeln bezahle. Als Wallis eine Untersuchung anstellte, fand sich, daß alle Nägel an den Hangmatten gestohlen, und noch ihrer viele aus verschiedenen Orten heraus gezogen waren. Die Thäter erfuhr er nicht: denn vermuthlich war das Schiffsvolk in einerlei Schuld; daher keiner den andern verrathen konnte und durfte.

Nun bedienten sich einige Schiffsleute einer besondern Erfindung zur Befriedigung ihrer Leidenschaften. Denn da sie nicht mehr zu Nägeln kommen

konnten, schnitten sie Blei in Gestalt der Nägel und gaben es ihren unargwöhnischen Schönen für echtes Eisen. Doch entdeckten diese den Betrug nur zu frühe.

Durch ihren Umgang mit den Insulanerinnen wurden die Matrosen so ausschweifend und unbändig, daß der Kapitän Wallis ihnen die strengen Kriegsartikel vorlesen, um sie aus Furcht zur Ordnung und zum Gehorsam zu bringen, und einem Korporal der Seetruppen scharf bestrafen ließ, weil er einen Fehler der Subordination sich zur Schuld kommen ließ.

Wallis Gesundheit war inzwischen beinahe hergestellt; er fing an, sich auf der Insel umzusehen. Zuvor besuchten ihn aber eines Tages einige Insulaner, die ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute vom Stande zu seyn schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen etwas Angenehmes schenken wollte, legte er ihnen einige Goldmünzen, ein paar Thalerstücke, etwas Scheidemünze und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen möchten, was ihnen am Besten gefiele. Sie griffen zuerst und am Begierigsten nach den Nägeln; dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen ließen sie liegen.

Am 11. führte der Konstabel dem Kapitän eine eingeborene Frau zu, die unter allen Damen, die man bis dahin gesehen hatte, die vornehmste zu seyn

schien. Man hatte bemerkt, daß alle Insulaner ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Konstabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehen und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Diese Dame war groß, und schien in einem Alter von etwa 45 Jahren, wie Prior angibt und Campe nachberichtet, zu seyn. Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklich majestätischen Anstand, und sie äußerte bei ihrem Eintritte in das Schiff weder Mißtrauen noch Aengstlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, als man an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Vorzüge bewußt und zum Herrschen geboren sind. Wallis beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhing und mit Bändern fest knüpfte. Außerdem gab er ihr einen Spiegel, Glas-Korallen und dergleichen den Wilden angenehme Dinge. Mit edlem Anstande nahm sie alles dieses an, und bezeigte ihr Wohlgefallen. Sie bemerkte an Wallis Aussehen, daß er krank gewesen sey, und wies nach dem Lande hin; vermuthlich um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben möchte, um sich völlig wieder herzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin verfügen wolle. Der Konstabel mußte die Dame hierauf wieder an das Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung zu-

rück, die er größer und schöner als die übrigen, und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Wallis ging am 12., einem Sonntage, selbst an das Land, und es währte nicht lange, so erschien die vornehme Dame, deren Benehmen keinen Zweifel gestattete, daß sie die eigentliche Königin der Insel sey, vor ihm, und zwar mit zahlreicher Begleitung. Da sie bemerkte, daß der Kapitän von seiner Krankheit immer noch schwächlich war, befahl sie ihren Leuten, ihn in die Arme zu nehmen und bis an ihr Haus zu tragen. Es entging ihr auch nicht, daß einige von Wallis Begleitern durch überstandene Krankheit noch erschöpft waren; sie befahl, auch diese auf dieselbe Art fortzubringen. Unterwegs drängte sich eine große Menge Volkes um die Engländer; allein, sobald sie — die Erhabene — nur mit der Hand winkte — ohne ein Wort zu sprechen — wichen Alle, und machten ehrfurchtsvoll Platz. Unfern ihrer Wohnung kam eine bedeutende Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts den Ankömmlingen entgegen. Sie stellte dem Kapitän diese Leute vor, und wollte durch ihre Zeichen zu verstehen geben, daß sie sämmtlich ihre Anverwandten seyen. Dann ergriff sie seine Hand, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihre Wohnung war über 320 Fuß lang und ungefähr 40 breit; nach Hawkesworth und Prior aber hatte sie 327 Fuß in der Länge und 42 in der

Breite. Das mit Palmblättern gedeckte Dach ruhte auf einer Reihe Säulen auf jeder Seite und einer andern in der Mitte; jede der äußersten Reihen bestand aus 39, die mittelste aus 14 Säulen. Der höchste Theil des Daches inwendig war ungefähr 30 Fuß hoch vom Boden. Der 12 Fuß betragende Raum zwischen des Gebäudes Seiten und des Daches äußerstem Rande war gänzlich offen gelassen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß dieses Haus, in Vergleichung mit den Hütten der übrigen Insulaner, den Namen eines Palastes verdiente.

Sobald die Britten in diese Wohnung eingetreten waren, nöthigte die Dame ihre Gäste zum Sitzen, und rief dann 4 junge Mädchen, unter deren Beistand sie mit eigener hoher Hand dem Kapitän Wallis und noch 2 seiner Offiziere die Schuhe, Strümpfe und die Röcke abzog. Dann befahl sie den Mädchen, daß sie den 3 Britten die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Die übrigen schienen ihr doch noch von zu guter Gesundheit, als daß sie einer so sehr delikaten Behandlung bedürften. Wallis und seine 2 Offiziere rühmten, daß ihnen dieses Reiben ausnehmend wohl gethan habe.

Während dieser Sorge für die Gesundheit fiel ein lächerlicher Zwischen-Auftritt vor. Der Schiffsarzt, dem es vom Gange warm geworden war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Perücke vom Kopfe. Ein Otaheiter, der dieß sah, erhob, darüber ent-

setzt, ein lautes Geschrei, und augenblicklich waren alle Augen dahin gerichtet und folgten wohl auch dem Schreier nach. Der Arzt ward so sehr der ausschließliche Gegenstand der Aufmerksamkeit, daß der Operation der Streichens dadurch auf ein Mal ein Ende gemacht war. Einige Zeit stand die ganze Versammlung voll Staunens und Entsetzens da; gleich als ob der Wundermann sich den Kopf selbst abgenommen habe. Es kam den Insulanern natürlich nicht anders vor, als habe der Arzt sich einen Theil von seinen Gliedern abgerissen.

Es währte lange, ehe man sich von dem Erstaunen erholen konnte. Endlich wiederholten doch die Jungfrauen ihr Frottiren, setzten es eine halbe Stunde fort, und wollten den theuern Gästen selbst ihre Kleidungsstücke wieder anziehen; wozu sie jedoch das nöthige Geschick nicht hatten. Bald darauf ließ die königliche Dame mehre Ballen inländischen Zeuges bringen, und bekleidete die Britten damit nach der Mode des Landes. Man brach nun auf. Sie begleitete nun Wallis zum Boote; auf welchem Wege, da er sich gestärkt fühlte, jetzt nicht getragen seyn, sondern lieber gehen wollte, sie ihn am Arme nahm, und so oft man zu einer Pfütze oder morastigen Stelle gelangte, ihn selbst hinüber hob; was sie mit derselben Leichtigkeit ausführte, wie bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Die Geschenke der Königin erwiederte am folgen-

den Tage Wallis natürlich. Der Konstabel, zu diesem Auftrage gewählt, berichtete bei der Rückkehr, daß er die Dame gerade angetroffen habe, wie sie eine ungeheure Menge Leute — Hawkesworth meint nicht weniger als Tausend — bewirthet, eigenhändig die Speisen ausgetheilt, und dann auf einem erhabenen Sitze selbst gespeiset habe. Dabei hätte diese Dame blos nur den Mund aufzumachen gebraucht, um die Speisen zu genießen, die ihr rechts und links Mädchen zuführten. Des Kapitäns Geschenke hatte die Dame mit offenbaren Zeichen der Zufriedenheit angenommen, und dieses gegenseitige Beschenken dauerte fort, so lange die Britten an der Insel vor Anker lagen.

Von der Zeit an ward das Schiffsvolk weit besser mit Erfrischungen versorgt. Denn Schweine und Geflügel wurden täglich zum Markte gebracht, waren jedoch nicht mehr um die geringen Preise zu erhalten. Wallis befahl daher, man sollte keiner Insulanerin mehr erlauben, über den Fluß zu kommen, und kein Mann sollte eher aus dem Schiffe gehen dürfen, bis er erst wäre durchsucht worden, ob er nicht Nägel u. d. gl. forttrüge. Wallis ließ auch einen Matrosen Spießruthen laufen, weil er Nägel gestohlen hatte.

Am 14. begegnete dem Konstabel, als er am Ufer auf seinem gewöhnlichen Handels-Platze war, (denn Wallis hatte ihm die oberste Leitung des Handels

anvertraut), folgender rührender Zufall. Er sah eine alte Frau dem Flusse gegenüber auf das Bitterlichste weinen. Als sie fand, daß er sie bemerkte, schickte sie an ihn einen Jüngling, der eine lange Rede hielt, ihm einen Platanen-Zweig vor die Füße legte, dann wegging, und die Frau nebst 2 Schweinen holte, die ein anderer junger Mensch herbei schleppte. Der Jüngling hielt eine noch längere Rede, nach deren Endigung sie dem Konstabel zu verstehen gab, sie hätte durch das Feuern der Britten ihren Mann und 3 Söhne verloren. Ihre Gemüths-Unruhe war so groß, daß sie ehe sie noch ausgeredet hatte, in eine Ohnmacht fiel. Die 2 jungen Menschen, die sie begleiteten, waren in nicht viel besserem Zustande. Der Konstabel, sie bemitleidend, suchte ihr Trost zuzusprechen. Zuletzt ward sie gelassener, befahl, ihm die Schweine zu übergeben, nahm nicht das Geringste dafür, als der Konstabel sie über den Werth bezahlen wollte, reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer Freundschaft, und ließ sich wieder fortführen.

Wallis sendete am 15. Morgens seinen zweiten Lieutenant mit allen Booten und 60 Mann nach Westen, um von ihm das Land in Augenschein nehmen und durchforschen zu lassen. Am Mittage kam er zurück, und gab manchen Aufschluß oder Nachricht über das Land und seine Bewohner.

Wallis beschreibt uns diese Insel als eine der anmuthigsten der Welt; und wahrlich, ein heiterer

Himmel, ein mildes Klima und ein fruchtbarer Boden vereinigten sich, um dieses Prädikat gleichsam zu erzwingen.

Die Gestalt des Landes ist abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach er Mitte der Insel hinlaufen, und daselbst zu so hohen Gebirgen empor steigen, daß man sie in einer Entfernung von 12 deutschen Meilen sehen kann. Am Fuße dieser Berge ist der äußere Rand des Eilandes rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall — etwa die Gipfel der Berge ausgenommen — sehr fett und fruchtbar, wird von vielen Bächen und Gewässern benetzt, und ist mit allerlei Fruchtbäumen, als Brodfrucht, Kokosnüssen, Bananas, Platanen, Kakaonüssen ꝛc., bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren. Zuckerrohr wächst ungebaut; desgleichen Turmerick und Ingwer. Auch Kartoffeln u. a. m. findet man. Alle diese Naturgüter bringt die Erde nur bei geringster menschlicher Mithülfe hervor, oder auch ganz freiwillig. Von Thieren fand Wallis nur Schweine, Hunde, Ratten, Federvieh, viele Enten, Tauben, kleine Papageien und nur wenige andere Vögelarten. Vierfüßige andere Thiere, oder Schlangen aber auf der ganzen Insel nicht. Desto reicher ist hier die See an allerlei vortrefflichen Fischen.

Den süd-östlichen Theil der Insel, welcher Früchte in Menge trägt, fand Wallis besser bevölkert, als

den Platz, an dem sein Schiff lag. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammen gebaut, sondern sie liegen zerstreut umher, und Jeder hat bei seiner Wohnung, zu seinem Nutzen und Vergnügen, eine kleine Waldung. Die Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, auf welchen ein Dach ruht, und sie dienen nur zu Schlafgemächern und zum Schirm wider den Regen. Des Nachts dienen die Kleider zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der Familie. Wallis fand auch verschiedene mit Mauern eingeschlossene Plätze, um welche herum Pfähle geschlagen sind, an denen man rohe Bilder von Männern, Weibern und Hunden sieht. Der eingefaßte Ort ist mit großen Steinen gepflastert, zwischen denen jedoch die Britten Gras gewachsen sahen. Er vermuthete, das wären Begräbnißplätze, weil man zuweilen die Einwohner mit der Miene feierlichen Kummers hinein gehen sah.

Die Bewohner von Otaheite sind starke, wohlgebildete, muntere, ansehnliche Leute. Die Männer sind meist 5 Schuh 7—10 Zoll lang; manche sind noch länger, andere auch von kleinerer Gestalt. Die Weiber sind 5 Schuh, ja 5 Schuh 6 Zoll lang. Die Farbe ist bräunlich; diejenigen Eingeborenen, die viel unter der Sonne leben, sind natürlich dunkler braun; und die, welche am Strande wohnen, und daher oft in das Meer gehen, sind ungleich röther an Farbe, als die Bewohner des Inneren. Von allen Bewohnern

in Afrika, Süd-Amerika und Süd-Asien, werden sie auf eine merkwürdige Art durch die Farbe ihres Haares unterschieden. Diese haben ohne eine einzige Ausnahme schwarzes Haar, hingegen die Otaheiter haben außer schwarzen auch braune, rothe und flachsgelbe Haare, das letztere die meisten Kinder. Wenn sie das Haar hängen lassen, hat es eine starke natürliche Locke. Insgemein aber tragen sie es in 2 Büschel gebunden, einen auf jeder Seite des Kopfs, oder auch in einem einzigen in der Mitte des Kopfes. Sie salben den Kopf mit Oel, welches sie aus der Kokosnuß pressen, in welche sie das Pulver einer Wurzel schütten, die an Geruch einer Rose gleicht. Campe will wissen, daß diese Salbe nichts weniger als wohlriechend sey, da Prior, Hawkesworth u. A. anführen, wie wohlriechend diese beigemischte Wurzel gewesen sey.

Die Weiber fand Wallis fast alle sehr hübsch, ja einige von ungemeiner Schönheit. Aber nicht wie Wallis hat dieß Wilson so gefunden. Denn wir finden an einer Stelle seiner Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ozean: „Die Weiber von den Marquesas übertreffen an Schönheit des Gesichtes, Ebenmaß der Bildung, Helle der Farbe, bei Weitem die der andern Inseln. Auf Otaheite und Tongataba wurden wenige gesehen, die auf wahre Schönheit Anspruch machen konnten; sie waren gewöhnlich breitschulterig, ihre Gesichtszüge männlich, ihre Farbe

dunkler; auch sahen viele sehr eckelhaft aus." — Aber man muß auch dabei nicht vergessen, wenn man Wilson liest, daß seit Wallis Zeit durch den Branntwein, durch die Lustseuche und die Pocken, welche die Europäer nach Otaheite gebracht haben, die Eingeborenen schon sehr entartet sind.

Die Kleidung dieser Insulaner bestehet aus zwei Stücken Zeug, dem groben chinesischen Papiere nicht unähnlich. In einem befand sich ein Loch, den Kopf durchzustecken, und dieser Theil hing bis zur Mitte der Beine herab; das andere Stück ward um den Leib gewickelt. Die Kleidung war nicht nur anständig, sondern wirklich auch zierlich. Der Zeug ward aus der inneren Rinde eines Baumes oder einer Staude verfertiget. Im hohen Sommer ging man nackt.

Sie schmücken sich mit Perlen, Muscheln, Federn und Blumen. Sie zeichnen sich den hintern Theil der Schenkel und Lenden bei beiden Geschlechtern mit farbigen Linien in verschiedentlicher Gestalt (tättowiren). Das geschieht, indem sie die Zähne eines Instruments durch die Haut ziehen, mit Ruß oder Schwärze, mit Oel vermischt, in die eingedrückten Vertiefungen reiben. Bei einigen Männern, die vornehm zu seyn schienen, waren die Beine gezeichnet, und zwar so würflich, daß sie wie Bretspiel aussahen. Weder Knaben noch Mädchen werden eher tättowirt, als bis sie 12 Jahre alt sind.

Ihre Kost bestehet aus Fleisch der Schweine, des

Federviehs und der Hunde, aus Fischen, Krebsen, Austern, ferner aus Brodfrucht, Bananas, Platanen, Aepfeln, Yamwurzeln und einer sauern Frucht, die, obgleich sie an sich selbst nicht sehr schmackhaft ist, doch der gerösteten Brodfrucht einen angenehmen Geschmack mittheilt, wenn sie mit derselben zusammen geknetet wird.

Es findet sich etwas Sonderbares in ihrer Art die Speisen zuzurichten. Um zuerst Feuer anzuzünden, nahmen sie ein Stück dürres Holz, und rieben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stück Holzes. Zugleich machten sie eine Grube, einen halben Fuß tief und 6—9 Fuß im Umkreise, pflasterten sie mit neben einander gelegten Steinen aus, und machten darin Feuer an. Wenn die Steine recht erhitzt waren, räumten sie die Asche weg, legten auf die Steine Kokosblätter und das Thier, welches gebraten werden sollte, stückweise oder ganz, in Platanenblätter gewickelt; sie bedeckten es mit der heißen Asche, und auf diese legten sie Brodfrucht und Yamwurzeln, gleichfalls in Platanenblätter eingewickelt. Ueber diese Früchte kam abermals heiße Asche, mit heißen Steinen vermischt. Darauf folgte eine Decke von Kokosblättern, und über Alles zusammen ward Erde geschüttet. Nach Verlauf von einer längeren Zeit, je nach der Größe des Thieres, ward dieser Ofen wieder geöffnet, und das Fleisch heraus genommen, welches dann mürbe, saftig und schmack=

haft war. Ihre einzigen Brühen waren aus Salz-Wasser und Früchten; ihre Messer waren aus Muschel-Schalen.

Die Einwohner, wie Wallis bemerkte, aßen alle ihre Speißen gebraten oder gebacken: denn sie hatten keine Gefäße, worin Wasser gekocht werden könnte, schienen auch nicht den geringsten Begriff davon zu haben, daß sich Wasser durch Feuer erhitzen ließe. Dieß wird folgender Umstand beweisen.

Als eines Tages die Königin am Bord des Schiffes ein Frühstück einnahm, sah einer ihr Begleiter, ein angesehener Mann, und wie es den Britten schien, ein Priester, daß der Schiffsarzt den Hahn einer Theemaschine umdrehte, und auf diese Art eine Theekanne füllte. Nachdem er dieß Verfahren des Arztes mit gespannter Aufmerksamkeit geschaut hatte, ging er, um die Sache näher zu untersuchen, selbst hin, drehte den Hahn um, und fing das Wasser mit der Hand auf, wodurch er sich natürlich verbrannte. Wie rasend fing er an zu schreien, und sprang vor Schmerz mit den ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden in der Kajüte herum. Die andern Insulaner konnten gar nicht begreifen, was ihm fehle, staunten ihn daher mit Verwunderung an, und ließen das äußerste Entsetzen blicken. Der Schiffsarzt legte ihm ein kühlendes Mittel auf, und es gelang ihm endlich, ihn von Schmerz und Schrecken zu heilen.

Als die Insulaner zuerst Fleisch in einem Topfe

kochen sahen, erstaunten sie. Nachdem aber Wallis der Königin und andern Vornehmen eiserne Töpfe gegeben hatte, wurden sie oft gebraucht, und der alte, oft genannte, Otaheiter nährte sich nun fast vom gekochten Fleische. Das einzige flüssige, was sie trinken, ist Wasser. Zwar pflücken sie gelegentlich etwas vom Zuckerrohre ab, und kauen einen Bissen; davon aber haben sie keinen Begriff, das Geistige heraus zu ziehen.

Kanots haben sie von dreierlei Gattung. Eine ist aus einem einzigen Baume gefertigt, worin sie auf Fischfangs ausgehen; 2—6 Mann können darin sitzen. Die zweite besteht aus zusammen gehefteten Brettern, und ist groß genug 20—30 Mann, ja bis 40 Mann, wie Hawkesworth schreibt, zu fahren. Sie segeln darin rund um die Insel, und kommen mit Früchten beladen nach Hause. Die dritte Art, den venetianischen Gondeln nicht unähnlich, wird bei Lustfahrten gebraucht. In diesen halten sie die Woche 2—3 Mal eine Art von Aufzug, lassen ihre Wimpel fliegen, werden von kleinen Kanots begleitet, und die Eingeborenen laufen zu Hunderten neben ihnen am Ufer her. Bei diesen Gelegenheiten ziehen sie ihre besten Kleider an. Indem Einige unter einem großen Segel stehen, sitzen Andere, roth und weiß gekleidet, auf den Kleidern. Zwei Leute in rothen Röcken sitzen an jedes Schiffes Vordertheile. Die Ruderer aber und Steuerleute gehen weiß.

Die Insulaner gebrauchen Bogen und Pfeile; die letzteren mit runden Pfeilen gespitzt. Sie haben auch Stöcke und Schläudern, um Steine zu werfen. Aus den Narben, mit denen viele dieser Leute bezeichnet waren, schloß Wallis, daß sie zuweilen Krieg mit einander führten.

Waren die Otaheiter alle leutselig und gutmüthig, so verließ sie ihre Sittlichkeit doch in zwei Punkten. Sie waren alle Diebe; und auch wurde bereits gesagt, daß die Schönen des Eilandes die Keuschheit nicht als eine Tugend betrachteten. Aber der Preis ihrer Gunstbezeigungen richtete sich stets nach ihrer Schönheit. Wenn ein Mann ein Mädchen den Liebkosungen eines Britten anbot, zeigte er allezeit ein Stöckchen von der Größe des Nagels vor, wofür sie feil seyn sollte.

Ob dieses Volk unter sich eine Art von Gottesdienst hatte, konnte Wallis nicht entdecken.

Die Königin und Wallis wiederholten, während das Schiff noch vor Anker liegen blieb, ihre Besuche, beschenkten und ehrten sich wechselseits; am 21. sogar, nahm sie bei einem Besuche des Kapitäns in ihrer Wohnung ihm den Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn auf denselben, dergleichen Niemand im Lande außer ihr trug, und welcher sich sehr gut ausnahm. Auch band sie um seinen Hut und über die Hüte der übrigen Offiziere eine Schnur von geflochtenem Haare, und gab zu verstehen, daß sowohl

das Haar, als die Arbeit an demselben von ihr sey. Dagegen bereitete Wallis ihr ein nie gesehenes Schauspiel. Er beobachtete eine Sonnenfinsterniß, und zeigte der Dame den Gebrauch seines Fernrohrs oder Telescopen. Als sie, unter Andern, Dinge, die ihr zwar bekannt waren, die man aber vom Hause wegen der Ferne nicht sehen konnte, so nahe und so deutlich erblickte, sprang sie vor Erstaunen zurück, wendete dann ihre Blicke dort hin, wohin das Sehrohr gerichtet war, und stand einige Zeit unbeweglich still. Sie sah zum zweiten Mal durch, und bemühte sich abermals, die Gegenstände auch mit dem bloßen Auge zu erkennen. Ihre Mienen und Geberden drückten wechselsweise das größte Erstaunen und Entzükken aus.

Endlich, da Wallis ihr zu verstehen gab, er würde in einer Woche abreisen, und er trotz ihrer Bitten, noch 20 Tage da zu bleiben, seinen Entschluß wiederholte, weinte sie sehr. Am 26. Nachmittags bat die Dame den Kapitän nochmals, nur 10 Tage länger zu bleiben; doch heftiger floßen ihre Thränen, als Wallis ihr andeutete, er würde ganz gewiß folgenden Tag absegeln. Sie fragte nun auch, wann er zurück kommen würde. Er suchte ihr die Zahl von 50 Tagen anzuzeigen, und sie sagte durch Gegenzeichen, daß er lieber in 30 Tagen wieder kommen möchte, beruhigte sich aber endlich, da der Kapitän immer wieder die Zeichen der 50 Tage wiederholte.

Sie blieb am Bord bis tief in den Abend. Als man ihr meldete, das Boot warte auf sie, weinte sie heftiger als jemals. Es war schwer, sie zum Weggehen zu bewegen. Endlich entfernte sich diese liebreiche Frau vom Delphin; deßgleichen der bekannte Alte, der den Schiffsleuten so nützlich gewesen war. Er hatte zwar einmal gesagt, sein Sohn sollte mit dem Kapitän reisen; als aber die Zeit zur Abfahrt kam, war der junge Mensch nicht zu sehen. Man muthmaßte daher, die väterliche Liebe des alten Mannes hätte über sein Versprechen gesiegt.

Noch hatte Wallis angenehme Geschenke austheilen lassen, und zu seiner Freude fand er, daß Alles sehr schön aufging.

Bei dem Anbruche des folgenden Tages schickte man die Boote zum letzten Mal an das Land, um noch diejenigen Wasserfässer zu füllen, welche wieder leer geworden waren. Als sie sich der Küste näherten, sahen sie zu ihrem großen Erstaunen den ganzen Strand mit Einwohnern bedeckt. Unter eine solche Menge wollten sie sich nicht hinein wagen, sondern wieder nach dem Schiffe zurück kehren. Dieß bewog die Königin hervor zu treten. Sie befahl den Insulanern sich auf des Flusses andere Seite zu begeben, und winkte hierauf den Booten, sie sollten landen; man folgte ihr. Während das Wasser gefüllt ward, ließ sie Schweine und Früchte an Bord der Boote bringen; und als diese wieder abstoßen wollten, bat

sie, man möchte sie noch ein Mal mit an das Schiff nehmen. Allein der befehlende Offizier hatte gemessenen Befehl, keinen der Eingeborenen zurück zu führen, und mußte ihr also eine abschlägliche Antwort geben.

Sogleich ließ sie einen ihrer gedoppelten Kähne in das Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe rudern. 15—16 Kanots folgten ihr nach. Sie ging an Bord, konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, setzte sich nieder, und weinte bitterlich. Dieser traurige Auftritt dauerte eine Stunde. Nun mußte der günstige Wind benutzt werden, und die Anker wurden gelichtet. Es mußte geschieden werden! — Sie umarmte dann zärtlich den Kapitän und die andern Offiziere, und wurde unter Thränen in den Kanot gebracht. Auch ihr ganzes Gefolge ließ große Betrübniß blicken.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind wieder erstarb, und das Schiff auf seiner Stelle liegen blieb. Wallis ließ sich hierauf die Boote vorspannen, um das Schiff zu schleppen oder zu bugsiren. Als die Indier in den Kanots dieses merkten, kehrten sie wieder zurück, und halfen. Die Königin ließ ihren eigenen Kahn am Fenster der Konstablerkammer des Delphins befestigen; dann setzte sie sich auf den Bug ihres Fahrzeuges nieder, und weinte ganz untröstlich. Wallis beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von welchen er glaubte, daß sie ihr

angenehm seyn würden. Sie nahm Alles stillschweigend an, betrachtete aber nichts davon mit einiger Aufmerksamkeit. Gegen 10 Uhr hatten die Boote das Schiff glücklich über die Reihen von Klippen hinaus geschleppt; und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob; so nahmen die Indier und besonders die Königin noch ein Mal einen so beweglichen Abschied, daß Alle dadurch gerührt wurden. Dem Kapitän Wallis selbst überflossen dabei Herz und Augen.

Der Ort, wo das Schiff so lange vor Anker gelegen hatte, ward von Wallis Königs-Hafen — Port Royal-Harbour — genannt, und liegt unter 17° 30′ südl. Br. und 150° westl. Länge.

Den 27. Julius 1767 lief der Delphin aus diesem Hafen, und bei der Herzogs-Yorks-Insel vorbei, deren Küste Ueberfluß an Plantanen, Kokos-, Brod- und Aepfel-Bäumen hatte. Den 28. entdeckte er wieder Land. Es war ebenfalls eine neue Entdeckung, und wurde Sir-Carl-Saunders-Insel genannt. Dieses Eiland liegt unter 17° 28′ südl. Br. und 150° 4′ westl. Länge, ist etwa 6 englische Meilen lang, und hat einen ziemlich hohen, dem Ansehen nach fruchtbaren Berg in ihrer Mitte. Am 30. frühe erblickte Wallis neuerdings eine Insel, steuerte ihr zu, fand aber unmöglich, an ihr zu ankern, weil sie ganz von Klippen umringt war. Wohl sah er an 2 Stellen Feuer aufsteigen; Bewohner konnte er aber nicht zu Gesichte bekommen. Dieses Eiland, welches 10 Mei-

len lang, 4 Meilen breit ist und unter 16° 46′ südl. Br. und 164° 13′ westl. Länge liegt, erhielt den Namen Lord-Howes-Insel.

Nachmittags sah man schon wieder Land. Es war ein Haufe von flachen Inseln, oder vielmehr Sandbänken, auf allen Seiten mit Gefahr bringenden Klippen umringt. Man muß sich hier sehr in Acht nehmen, da in der Nacht, ja sogar bei etwas nebeliger Witterung am Tage, ein Schiff leicht auf dieselben laufen kann. Wallis nannte diese Eilande, welche unter dem 16° 28′ südl. Br. und 165° 30′ westl. Länge liegen, Scilly-Inseln.

Immer weiter vorwärts steuernd, erblickte man am 13. August abermals Land, segelte demselben zu, und entdeckte bald in seiner Nähe noch eine zweite Insel. Die erste war beinahe zirkelrund, und von der Gestalt eines Zuckerhutes; die zweite ähnelte einem hohen spitzigen Berge. Die erste hatte beinahe 3 Meilen im Durchmesser. Die andere ist 4 1/2 Meile lang und 2 breit. Man nannte sie Boscawens-Insel und Keppels-Insel. Erstere liegt unter 15° 50′ s. Br. und 175° w. Länge, und letztere unter 15° 55′ s. Br. und 175° 3′ westl. Länge. Wallis steuerte nach der Keppels-Insel, weil ihr Ansehen den schicklichsten Ankerplatz versprach. Mit Hülfe der Ferngläser entdeckten sie auf diesem Ufer Einwohner. Sie versuchten jedoch diesen Abend nicht zu landen, weil die Brandung sich nicht weit von der Insel in die See hinein erstreckte.

Als die Boote des Morgens an die Insel abgeschickt waren, brachten sie an Bord Kokosnüsse, andere Früchte und ein paar Vögel. Ihr befehlender Offizier berichtete, die Einwohner seyen denen von Otaheite nicht unähnlich; einige wenige hätten sich in das Boot gewagt, wären aber wieder heraus gesprungen, und nach der Insel zurück geschwommen. Die Insulaner waren darin merkwürdig, daß ihres kleinen Fingers erstes Gelenke abgeschnitten war, ob aus Mode, ob aus Trauer, ob aus religiöser Zeremonie, ist ungewiß. Ihre Kleidung bestand aus einer Art Matte, um die Hüfte geschlagen.

Da auf dieser Insel kein bequemer Wasserplatz zu finden war, und das Schiff, welches Schaden gelitten hatte, unfähig schien, das stürmische Wetter, welches auf alle Fälle nun zu besorgen war, auszuhalten, so beschloß Wallis nach Tinian zu segeln, von da nach Batavia, und weiter nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um so leicht und schnell als möglich nach Europa zu kommen. Er verließ die Keppels-Insel und segelte demnach auch an der Boscawens-Insel vorüber, ohne zu landen.

Am 16. frühe gegen 10 Uhr wurde wieder Land unter dem 13° 18′ südl. Br. und 177° westl. Länge gesehen, und ihm zugesteuert. Des Eilandes Inneres schien bergig, am Strande hingegen war es niedrig, und hatte ein angenehmes Aussehen. Bis dicht an das Gestade herab war das Land mit Bäumen be-

wachsen. Viele derselben waren groß, aber ohne Früchte. Doch fand man auch Kokos. Ringsum war die Insel von Klippen umgeben, welche 2—3 Meilen in die See laufen mochten. Sobald die zum Sondiren abgeschickten Boote nahe an die Küste gekommen waren, ruderten etliche Kanots, deren jedes 6—8 Mann trug, auf sie zu. Diese Leute schienen ein starkes, lebhaftes Volk, und waren ganz nackt, nur daß sie eine Art Matte um den Leib geschlungen hatten. Jeder Mann führte eine große Keule; deren ihnen die Matrosen 2 für einige Nägel und Kleidungsstücke abkauften. Doch bald suchten diese Insulaner das kleine Boot wegzustehlen, indem sie es auf die Felsen zogen. Da feuerte noch zur rechten Zeit ein Bootsknecht eine Flinte gerade unter das Gesicht eines der ziehenden Wilden. Der Knall erschreckte sie so sehr, daß sie die Flucht ergriffen. Das kleine Boot kam mit Mühe wieder in tiefes Wasser, und rettete sich so zum Delphin vor den es nun wieder verfolgenden Kanots.

Kapitän Wallis merkt als einen außerordentlichen Umstand an, daß, wiewohl auf den kürzlich entdeckten Inseln keine Art von Metall wäre zu sehen gewesen, hätten doch die Insulaner kaum ein Stück Eisen in die Hand bekommen, als sie angefangen, es zu schärfen; hingegen mit Kupfer und Erz hätten sie es nicht so gemacht.

Diese Insel nannten die Offiziere zur Ehre ihres Kapitäns Wallis-Insel.

Die Britten segelten nun gegen Nordwest. Den 3. September sahen sie Land, das man für zwei von den Fischer-Inseln hielt. An diesem Tage fuhr auch eine indianische Proe auf das Schiff zu. Sie steckten daher zwar die spanische Flagge auf; allein sie kam nicht näher, als bis ungefähr 2 engl. Meilen. Am 18. September ward endlich die Insel Saypan, und auch an demselben Tage noch die Insel Tinian erreicht, an welcher letzteren sie am folgenden ankerten.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Boote an das Land geschickt, um Gezelte aufzuschlagen und einige Erfrischungen einzubringen. Diese kehrten gegen Mittag zurück, und brachten Pomeranzen, Kokosnüsse und Zitronen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, 40 an der Zahl, nebst dem Schiffsarzte an das Land gebracht. Wallis selbst und sein erster Lieutenant gehörten zu die Kranken. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahin geschafft, um Alles, was zur Ausbesserung des Schiffes erforderlich war, mit größerer Begemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von der gesunden Mannschaft nahm Wallis 12 Mann nebst einem Offizier mit, um dieselben tiefer in das Land auf die Büffeljagd zu schicken. Denn, daß es auf dieser Insel wildes Rind und Schweine gab, das

wußte man aus Lord Anson's und andere Seefahrer Berichten.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ungefähr 4 Zentner wiegen mochte, sah man sich im Stande, die ganze Mannschaft, am Lande wie am Bord, mit frischen Fleische zu versorgen; mit Brodfrucht, Zitronen oder Pomeranzen war es schon geschehen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genusse der Landluft, äußerten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken, und machte sie genesen. Man war auch fleißig, die baufälligen Stellen des Schiffs aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftiget, und ein an anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammeln. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden.

Man blieb einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schiffsverbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann ging man am 16. Oktober neu gestärkt wieder unter Segel, um Batavia auf Java in Ostindien, als nächsten Haltpunkt, zu erreichen.

Diese neue Fahrt war mit neuen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Es war schlechtes Wetter. Den 23. und die 2 folgenden Tage war heftiger Sturm, vor dessen Wirkungen man sich um so mehr fürchtete, weil das Schiff mehr Wasser einließ,

als vorher zu irgend einer Zeit während der ganzen Fahrt. Ja die See war so wild, daß die Wellen sogar das Eisenwerk in des Schiffes Seite zerbrachen, und viele schwere Dinge über Bord rissen. Und dazu hatten die Britten mit allen Schrecken des Blitzes, Donners und Regens zu kämpfen; auch war der Himmel oft in so schwarze Wolken gehüllt, daß man am hellen Tage nicht am Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. Am 27. war auf ein Mal der Schiffsschneider Morgan unsichtbar geworden; und es blieb unentschieden, ob der Wind ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Muth zu machen, ein wenig zu viel getrunken hatte, und deßhalb über Bord getaumelt war. — Nur hier und da ließ sich die Sonne sehen, und das Wetter wurde milder.

Den 3. November entdeckten unsere Seefahrer 3 Inseln, welche sie die Sand-Insel (Sandy-Island), den kleinen Holm (Smallkey) und die lange Insel (Long-Island) hießen. Tages darauf wurden sie ein anderes Eiland ansichtig, das Wallis die neue Insel (New-Island) nannte. Alle diese Inseln liegen unter dem 10. Gr. nördl. Br. und einige Min. und unter dem 247. Gr. westl. Länge und einige Min. Der Delphin setzte seine Fahrt bis zum 8. fort; nunmehr wurde aber sein Lauf geändert.

Am 13. sah Wallis die Inseln Timoun, Aroe und Pesang. Am 16. um 10 Uhr Vormit-

tags war er wieder unter der Linie in der Länge von 255°, und gelangte von Neuem in die südliche Breite. Bald darauf erblickte er 2 Inseln, die er des folgenden Tages als Pulo-Toté (Totee) und Pulo-Weste erkannte; und als er am 17. bis 1 Uhr fortgesegelt war, erblickte er die Sieben-Inseln.

Wallis setzte seinen Lauf bis 2 Uhr Morgens des 18. fort. Die Nacht war sehr stürmisch, und so dunkel, daß man nicht quer über das Schiff sehen konnte. Nun, unter des Windes größter Heftigkeit und dem nieder strömenden Regen, gab ihnen ein Blitz so viel Licht, daß die Britten ein großes Schiff sehen konnten, das ihnen so nahe war, daß sie nur mit genauer Noth, ohne Schaden zu leiden, von ihm wegsteuerten. Seitdem sie ihre Begleiterin, die Swallow, verloren hatten, war dieses das erste Schiff, das sie zu Gesicht bekamen; der Wind brauste aber mit solchem Ungestüme, daß man einander nicht zurufen, und sich verstehen konnte. Sie erfuhren daher nicht, von welcher Nation das Schiff war.

Des Morgens erblickten sie die Insel Pulo-Taya, bei welcher sie Abends vor Anker kamen. Den folgenden Morgen segelten sie aus, und sahen vor sich 2 Schiffe; es ging jedoch ein so starker Strom, daß sie zurück kamen, und da des Abends wieder Anker warfen. Tages darauf verloren sie einen Anker, dessen Tau die Felsen durchschnitten hatten.

Am 22. sahen sie die Küste von Sumatra, aber

von Seeströmen und Windstillen gehemmt, kamen sie erst am 30. November 1767 auf der Rehde von Batavia vor Anker.

Wallis schickte den andern Morgen an das Land, und ließ den holländischen Gouverneur um Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu lassen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn eine gleiche Anzahl von Kanonenschüssen diesen Gruß erwiedern würden. Der Gouverneur willigte in Beides. Man begrüßte ihn daher mit 13 Kanonenschüssen, die aus dem Kastell mit 14 beantwortet wurden. — Man muß nämlich wissen, daß die seefahrenden Nationen in Ansehung dieses Gebrauches höchst pünktlich, und auf die Beobachtung desselben äußerst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder gar weniger wird für eine Sache von größter Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; wie auf dem Meere zwischen zweien oder mehreren sich einander begegnenden Kriegsschiffen von verschiedenen Nationen oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehen: welches Schiff das andere zuerst begrüßen soll?

Hierauf benutzte Wallis die Erlaubniß, Nothwendigkeiten einzukaufen, und in Kurzem wurde der Delphin mit Rindfleisch und Gemüsen versehen. Das Schiffsvolk ward mit Strafe bedroht, wenn Jemand versuchen sollte, starkes Getränke an Bord zu bringen, und keinem ward erlaubt, vom Schiffe zu gehen, als wer Auftrag hatte; selbst solchen ward nicht

gestattet, in die Stadt zu gehen. Des Arraks unmäßiger Genuß ist Fremden, die Batavia besuchen, äußerst schädlich.

Den 5. Dezember begab sich Wallis an das Ufer, um solchen Vorrath einzukaufen, den er nöthig hatte, um das Schiff sicher nach Hause zu bringen, namentlich 2 Anker. Er besuchte die verschiedenen Vorraths- und Schiffs-Zeughäuser. Jedoch der Holländer Forderungen waren so übermäßig, daß er beschloß, sich lieber mit solchen Materialien zu behelfen, wie er hatte, als sich von Leuten betrügen zu lassen, die sich seine Bedürfnisse auf jede Art zu Nutzen zu machen suchten.

Zu Batavia fand auch Wallis ein englisches Schiff, Falmouth genannt, das in den traurigsten Umständen lange Zeit hier lag; Wallis konnte den Leuten dieses Schiffes nichts Anderes gewähren, als ihre Lage in England bekannt zu machen. Er bat auch wirklich zum Besten derselben bei seiner Ankunft in England Vorstellungen gethan.

Von Batavia segelte Wallis am 9. Dezember wieder ab, ohne einen einzigen Mann in dieser Gegend verloren zu haben, weil er streng auf Nüchternheit gehalten hatte. Aber schon am 11. ward das Schiffsvolk mit Schnupfen und Durchfall geplagt; sein Uebelbefinden stieg, und schon am 1. Januar waren 40 Kranke auf dem Schiffe, und 3 waren gestorben. Gegen den 10. Januar begann die Krankheit nachzulassen.

Am 12. sah Wallis auf seiner Fahrt die Küste von Java, auf die eine erstaunliche Menge Lichter gestellt waren, wahrscheinlich in der Absicht, um die Fische nahe an den Strand zu locken. Den 14. ankerten unsere Britten an der Prinzen-Insel, und fingen an, Holz und Wasser einzunehmen, dann kauften sie Schildkröten, Federvieh und andere Erfrischungen ein. Hier blieben sie bis zum 20.

Indem sie hier lagen, fiel einer der Bootsleute von der großen Segelstange herab in das neben dem Schiffe liegende Boot, und riß noch 2 andere nieder; wovon einer so sehr beschädiget wurde, daß er in 4 Tagen sterben mußte, der andere aber bloß mit einer gebrochenen Fußzehe davon kam. Der Herabgestürzte hatte sich auch sehr zerschellt.

Der Delphin ward jetzt so leck, daß er während jeder Schiffswache, das ist alle 4 Stunden, mehr als 3 Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch ging, an mehreren Orten zugleich eindrang.

Zur Vergrößerung des Unglücks bekam der Delphin am 24. Jänner einen heftigen Sturm in der südl. Breite von 33° 40′ und westl. Länge 328° 17′. Er riß das Mars-Topsegel und das Mars-Top-Stag-Segel ganz in Stücken, die See brach sich auf eine

so entsetzliche Art über das Schiff hinweg, daß die an der rechten Seite des Steuerruders befindlichen Klammern zerbrachen, und viele von den Segelstangen durch die einschlagenden Wellen über Bord geschwemmt wurden.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdrossen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung segnete Wallis und der Seinigen ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von 8 Wochen hatten sie das Vergnügen, am 30. Land zu erblicken, das Vorgebirge der guten Hoffnung dann zu erreichen, und am 4. Februar in dem dabei befindlichen Busen, die Table-Bay (Tafel-Bai) genannt, vor Anker zu kommen.

Wallis begrüßte den Gouverneur und einige Schiffe verschiedener Nationen, die im Hafen lagen, durch Kanonensalven, verlor keine Zeit, um die Erlaubniß zum Einnehmen von Bedarf zu bitten, und versorgte sich mit frischem Fleisch und Gemüsen. Auch vergönnte ihm der Gouverneur an einem, von der Stadt (wo Quartier zu theuer war) etwas entfernten Orte Gezelte aufzuschlagen, und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie die heilende Landluft genießen möchten. Wallis war abermals selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auf das Land und in eine kleine Villa bringen; allein dieser Aufenthalt

auf dem Lande half ihm nichts, sondern er ging eben so krank wieder zum Schiffe, als er es verlassen hatte. Alle Kranke, bis auf 3, genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam Vielen so wohl, daß sie ein besseres Aussehen erhielten, als sie hatten, da sie aus England reiseten.

Dabei war man fleißig, das Schiff zu kalfatern und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thunlich war, auszubessern. Am 25. war das Schiff zum Auslaufen fertig. Wallis befahl demnach, daß Jedermann an Bord gehen solle, und nun stach er am 3. März von Neuem in die See. Die süße Hoffnung, das liebe Vaterland glücklich wieder zu sehen, belebte Alle.

Am 13. März, da sie eben 360 Grade westwärts von der Mittagshöhe von London gesegelt waren, hatten sie einen Tag eingebüßt.

Den 17. warfen sie Anker in der Bai von Sankt Helena. Sie schickten Leute an das Ufer, um Wasser zu holen, oder Petersilie einzubringen, die hier üppig wuchs.

Als Wallis an das Ufer trat, ward er vom Fort mit Kanonenschüssen begrüßt, und ersucht, so lange er bei dem Eilande läge, im Fort seine Wohnung zu nehmen. Da aber die Wasserfässer bald gefüllt waren, und der Wind Tags darauf günstig blies, segelte er wieder ab.

Am 28. passirte er die Linie, und am 24. April sah er den Spitzberg (Pico) auf Teneriffa.

Den 11. Mai bekam er die Kriegsschaluppe, die Wilde genannt, unter Kapitän Hammond, zu Gesichte, wie sie einem andern Schiffe nachsetzte, und auf dieses kanonirte. Da unterstützte Wallis sogleich seine Landsleute und feuerte auch auf dieses Schiff, welches sich nun ergeben mußte. Es war, wie sich fand, von Roscoe in Frankreich, mit Branntwein, Thee u. s. w. beladen. Das Schiff selbst war aus Liverpool, und ward von einem gewissen Robert Christian geführt. Wallis hielt es zurück, um es nach England zu schicken; denn beide Kapitäne urtheilten, Christian sey ein Schleichhändler, weil er vorgab, sein Schiff sey nach Bergen in Norwegen bestimmt; da er gleichwohl gegen Süd-Westen schiffte.

Von dieser Zeit ereignete sich weiter nichts Bedeutendes, und der Delphin kam nach glücklich vollbrachter Reise am 20. Mai 1768 in den Dünen vor Anker.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek aller Reisen um die Welt Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen

Bd.: 2,1

(1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.1(14#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768207-4